

Oberschlesiens deutsches Gesicht

Von Karl Sczodroß

Im Gesicht eines Menschen, in seinen einzelnen Zügen ist ausgeprägt, woher dieser Mensch kommt und was er erlebte, was er denkt, fühlt und will. Das Menschenantlitz sagt uns zumeist, wos Geistes Kind dieser Mensch ist. So gibt schon ein erster Blick ins Antlitz Oberschlesiens die starke Gewißheit: Hier ist deutsches Land!

Wie die Runen und Falten in einem Menschengesicht von seinen Lebensschicksalen, guten und bösen, erzählen, so ähnlich können wir die deutsche Art unserer Heimat zunächst aus ihrer Vergangenheit deuten. Wir Deutsche haben in Oberschlesien das Recht der Erstgeburt. Die Germanen sind das erste geschichtliche Volk auf dem Boden unserer Heimat, genau so wie im übrigen Schlesien und im ganzen deutschen Osten. Tausend Jahre, etwa von 500 vor bis mindestens 500 Jahre nach Chr., wohnten germanische Stämme in Oberschlesien. Es siedelten hier insbesondere die wagemutigen Wandalen als sesshafte Bauern mit einer hochstehenden und urwüchsigten Bauernkultur, wie es die vielen germanischen Funde gerade in der letzten Zeit immer wieder von neuem einwandfrei und ganz eindringlich kundtun. So ist auch der Name Schlesien germanischen Ursprungs. Auch die sogenannte slawische Zeit in Schlesien ist erfüllt von germanischen Einflüssen. Ich erinnere nur an die großen Duppelner Ausgrabungen unter dem ehemaligen Piastenschloß, wo unverkennbar Einflüsse des germanischen Nordens und Westens, insbesondere der Wikinger festgestellt werden konnten. Das tapfere und kluge Geschlecht der Piasten, das während dieser Zeit in Schlesien, auch in Oberschlesien herrschte, war nach neueren Geschichtsforschungen germanischen Ursprungs und hat staatenbildend gewirkt, wie ja auch das russische Reich von germanischen Nordmännern gegründet worden ist.

Das Wort Deutschland wird dann wieder in Oberschlesien groß geschrieben in den Jahrhunderten des frühen Mittelalters, im 12., 13. und 14. Jahrhundert, als die deutsche Rückwanderung, die deutsche Rückbesiedlung des Ostens erfolgte, während jener gewaltigen Volksbewegung, die der Oberschlesier Gustav Freytag als die Großtat des deutschen Volkes im Mittelalter bezeichnete. Ohne Zutun des Reiches, nur vertrauend auf ihr deutsches Blut und ihre Arbeitskraft, gingen damals Deutsche aller Stämme ins Ostland, unter dem Gesang „Nach Ostland wollen wir reiten“ und „In Gottes Namen fahren wir“. Die deutschen Siedler gewannen Schlesien, auch Oberschlesien, dieses altgermanische Erbe, dem Deutschtum damals zurück mit der Rodehacke, dem

Spaten und dem eisernen Pflug. Die deutschen Siedler nahmen niemandem etwas weg. Sie gründeten ihre Unger-, Reihen- und Straßendörfer und unsere so typischen ostdeutschen Städte als Rodung – „auf grünem Rasen“, wie es in den alten Urkunden heißt. Sie waren gerufen worden von den einheimischen Fürsten, den in Deutschland erzogenen, deutsch gesinnten und überwiegend deutschblütigen schlesischen Pfaffenherzögen. Neben der deutschen Tatkraft und dem deutschen Schöpferwillen brachten sie mit das deutsche Recht, Frieden und Wohlstand. „Franken von mancherlei Art, Flamen und Hessen haben, wie man siedlungsgeschichtlich weiß, dem schlesischen Volke das Gesicht gemacht, die Thüringer, der Herzstamm Deutschlands, haben dieses schlesische Gesicht mit wahrnehmbaren Zügen gezeichnet.“ So schildert Josef Nadler in seinem wertvollen Werk „Das stammhafte Gefüge des deutschen Volkes“ das Werden des Neustammes der Schlesier. Was slawisch war in Schlessien, das ging, wie nach einem schicksalhaften Naturgesetz, in diesem Neustamm der Schlesier ohne weiteres auf, ebenso wie alles Blut, das etwa noch von der alten Germanenzeit her die Völkerwanderung und die slawische Zeit überdauert hatte. Gerade in dieser glücklichen Mischung ergibt sich hier in Schlessien – wie im deutschen Osten überhaupt – eine ganz neue Offenbarung der deutschen Art, nach Rasse und kultureller Leistung den deutschen Altstämmen zwischen Rhein und Elbe durchaus ebenbürtig.

Gewiß gab es Rückschläge. Ich denke an die Überflutungen der Hussitenjahre und des 30jährigen Krieges. Gewiß haben sich, was das rein Sprachliche anbelangt, in bestimmten Gebieten an der Grenze fremdsprachliche Einflüsse bis heute erhalten. Aber das Sprachliche ist gerade hier in Oberschlessien in keiner Weise ausschlaggebend. Diese deutschslawische Mundart, in der Wissenschaft das Wasserpölnische genannt, unterscheidet sich wesentlich vom Hochpölnischen, so weit, daß im vorigen Jahrhundert die hochpölnische Schriftsprache durch den preußischen Schulrat Bogedain, der selber kein Oberschlesier war und sich während seiner Posenener Tätigkeit für das Pölnische begeistern ließ, künstlich eingeführt wurde, ein Versuch, der im großen ganzen an dem Widerstand der Bevölkerung scheiterte, der aber doch Grundlagen für die spätere pölnische Bewegung in Oberschlessien schuf. Im Abstimmungskampfe arbeitete die pölnische Propaganda sehr viel mit Flugchriften und Zeitungen in deutscher Sprache, um überhaupt an die Bevölkerung heranzukommen. Bei jener unerhörten Feuerprobe des Deutschturns in Oberschlessien wurden über 40 % der deutschen Stimmen von diesen sogenannten „zweisprachigen Oberschlesiern“ abgegeben, trotzdem damals nach dem Weltkrieg, mitten im deutschen Zusammenbruch, Deutschland tief im Kurse stand und gegenüber den Verlockungen der anderen Seite nicht allzuviel zu bieten in der Lage war. Zu allen Zeiten führen eben auch in diesen Randgebieten das deutsche Blut und der deutsche Kultureinfluß, der beispielsweise durch das große Werk des Alten Fritz eine neue Stärkung erfahren hatte. Deutsches Blut und deutsche Art reichen sogar noch weit über die staatlichen Grenzen hinaus, bis tief hinein nach Ost- und Südosteuropa. Dieses Ineinandergreifen und diese Verzahnung zwischen deutschem und slawischem

Volkstum, die es an einigen Stellen so schwer macht, politisch einen scharfen und eindeutigen Trennungsschritt zu ziehen, braucht sich nicht immer in feindseligen Auseinandersetzungen auszuwirken, sie kann sich vielmehr – und das wünschen wir gerade heute – in einem friedlichen und gutnachbarlichen gegenseitigen Geben und Nehmen bewähren, als eine willkommene Brücke zwischen zwei gesunden und regsbaren Völkern.

Jeder einzelne aber, der mit Oberschlesien zu tun hat, wird es wie das kleine Einmaleins auswendig lernen müssen, daß man in Oberschlesien Sprache und slawisch klingenden Namen nicht gleich Volkstum und Gesinnung setzen darf. Gesinnungsmäßig bekannten sich innerhalb der Provinz Oberschlesien bei der letzten Wahl, deren Ergebnisse hier herangezogen werden können – bei der Reichstagswahl 1932 – nur 15 000 Menschen zur polnischen Minderheit, das sind 2,1 % gegenüber 97,9 % der deutschen Stimmen. Die Oberschlesier sind nach Blut und Geschichte, nach Leistung und Gesinnung vollgültige und ebenbürtige Mitglieder der schlesischen und der deutschen Volks- und Schicksalsgemeinschaft. In Oberschlesien ist im Laufe der Jahrhunderte sehr viel Deutschtum verschüttet worden, mehr, als unsere Schulweisheit es sich träumen läßt. In Oberschlesien ist ein starkes und besonders tatkräftiges deutsches Volkstum am Werke. Es ist dasselbe Volkstum wie in Niederschlesien, nur mit dem Unterschiede, daß im Breslauer Schlesien die Stammesbildung abgeschlossen ist, während sie sich in einigen Teilen Oberschlesiens noch in Fluß befindet.

Wie stark das deutsche Volkstum in Oberschlesien ist, das künden die Dorf- und Stadtanlagen, die fränkischen Gehöfte und ihre fränkischen Hofstore, die typisch deutschen Speicherbauten, „Laimes“ oder „Lehmfel“ genannt, die Bildstöcke, die Holz- und Steinkreuze ebenso wie die altehrwürdigen großen Bauten, auf die Oberschlesien mit Recht stolz ist.

Nur ein schaffensfrohes Bürgertum konnte jene kirchlichen und weltlichen Bauwerke der Gotik und des Barock gestalten, die wir so sehr lieben. Alle diese Bauwerke sind beeinflusst vom deutschen Mutterlande aus, sind deutsche Werke durch und durch. So kam die Gotik vom Westen, beispielsweise über Obersachsen zu uns, um dann weiter zu wirken bis tief nach Polen hinein in das damals deutsche Krakau und noch darüber hinaus, wie u. a. ein Studium der Allerheiligenkirche in Gleiwitz kundgibt. Die herrliche Jakobuskirche in Neisse, im Volksmunde die „Große Kirche“ genannt, läßt Verbindungen mit Süddeutschland erkennen. Der obereschlesische Barock hat seine Wiege in Österreich und in Böhmen. Wien und Prag gaben ihm das Gepräge. Diese Kunstformen sind bei uns zwar getragen auch von landschaftlich gebundenen Triebkräften, die aber immer wieder mit der mittel- und süddeutschen Art zusammenklingen, weil eben der Neustamm der Schlesier die Blutverwandtschaft mit den deutschen Altstämmen niemals verleugnen kann. Man denke weiterhin an die deutsche Prägung unser festen Burgen und prächtigen Schlösser und an die deutschen Gutshöfe. Von den alten Burgen unserer Landes ist neben Ottmachau, der alten Kastellanei, zeitweise im Besitze Wilhelm von Humboldts, die Burg von Tost am meisten bekannt. Von

den schlesischen Pfaffenherzögen an der alten Handelsstraße Breslau-Krakau als Schutz- und Trutzburg gebaut, wurde die vielzinnige Burg, nach der Marienburg die größte in ganz Ostdeutschland, in Gedichten laut gefeiert, bis sie im Anfange des 19. Jahrhunderts einem großen Feuer zum Opfer fiel. Oder man denke an die alten ober-schlesischen Industriebauten, die um 1800 einen besonderen und neuen, rein deutschen Typ darstellen, der sich von Oberschlesien aus weithin, auch nach dem deutschen Westen, verbreitete.

Etwas ganz Eigenartiges sind die liebreizenden und heute noch zahlreichen Holzkirchen Oberschlesiens. Der Holzreichtum des Landes hat den Schrotholzbau begünstigt. Der Zusammenklang mit der Landschaft und die schlichte Zweckmäßigkeit der Holzkirchen geben beste künstlerische Stimmungen und fesseln das Gemüt. „Germanische Kinder in slawischem Gewande“ hat man diese Holzkirchen genannt und sie geschildert als ein „Denkmal altgermanischer Baukunst“. Die Holzkirchen sind ein Musterbeispiel dafür, wie im Grenzland Oberschlesien zwar ganz friedlich deutsche Art mit slawischen Elementen sich mischte, wie aber auch hier das deutsche Gesicht durch alle Zeiten gewahrt blieb, ähnlich, wie auch die Märchen und die Sagen in der ober-schlesischen Mundart durchaus im deutschen Kulturkreis wurzeln. Julius Roger, ein deutscher Arzt aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, hat die Volkslieder in der ober-schlesischen Mundart gesammelt, und kein Geringerer als Hoffmann von Fallersleben hat sie dem deutschen Volke mit Lob und Anerkennung vorgestellt.

Die Zukunft unserer ober-schlesischen Ecke wird wesentlich bestimmt werden vom ober-schlesischen Bauern und Kumpel. Unsere einfachen Bauern mit ihren Frauen und vielen Kindern, diese fleißigen und harten und doch wieder kindhaft weichen, vertrauens-seligen Menschen mit ihrem starken Festhalten an alten Sitten und Bräunchen, sind für den Aufbau des neuen Deutschland ein festes Fundament, vorausgesetzt, daß wir ihre Seele zu halten verstehen. Neben dem Bauern steht der ober-schlesische Bergmann, der Kumpel. Vielleicht, wie der Bauer auch, zunächst gegen Fremde mißtrauisch, aber treu wie Gold, wo er vertrauen darf und wo man sein Menschentum achtet, ein Schwerarbeiter, der keine Gefahren seines harten Berufes scheut, ein guter Kamerad, wie die erschütternden Schilderungen ober-schlesischer Grubenunglücke es beweisen. Dieser ober-schlesische Kumpel besitzt ein vorbildliches Einordnungsgefühl und ist ein tapferer Soldat. Das Heldentum der ober-schlesischen Regimenter im Weltkriege wird unver-gessen bleiben. Diese Oberschlesier zeichnen sich durch Anständigkeit und praktischen Sinn aus.

Man hat früher breiten Volksschichten in Oberschlesien vorgeworfen, sie wären dem Trunke ergeben. Es ist auch bekannt, daß im vorigen Jahrhundert die Typhusseuchen infolge des Genusses von Fusel einen guten Nährboden fanden und gegen Schnaps und Seuchen in Oberschlesien der rühmlich bekannte deutsche Naturforscher Virchow und der Geistliche Fiezel in Deutsch-Piekar einen großangelegten Kampf führten. Es wäre aber grundfalsch, diese Krebschäden im Volksscharakter suchen zu wollen. Man

hörte auch vielfach, der Oberschlesier könne nicht wirtschaften. Tatsächlich ging es besonders an den Lohntagen vor dem Kriege im obereschlesischen Industriegebiet herrlich und in Freuden her, und das Wort Vorschuß war sehr beliebt. Diese Neigungen sind aber, ebenso wie ein gewisses Minderwertigkeitsgefühl und eine übertriebene Empfindsamkeit, in der Hauptsache Folgen einer früheren Unfreiheit und Zurücksetzung dieser Volkschichten. Heute treten diese Fehler immer mehr zurück.

Es war ein schweres Versäumnis der Nachkriegszeit, daß sie für das straffe Soldatentum und das vorbildliche Einordnungsgefühl der Oberschlesier kein rechtes Verständnis aufbringen konnte. Diese Oberschlesier wollten lebendige Menschen und einen guten Führer sehen. Behandelt den obereschlesischen Kumpel als gleichberechtigten Menschen – er hat ein sehr feines Gefühl dafür, er merkt ganz genau, wer wirklich ein Herz für ihn hat und wer nur so tut, als ob . . . – und die ganze sogenannte obereschlesische Frage ist ein für allemal gelöst.

Wie sehnt sich der obereschlesische Kumpel nach etwas Luft und Sonne, nach einem gemütlichen Heim, nach einem Gärtchen und einem eigenen Stück Feld, wie freut er sich, wenn sein Sohn es etwas weiterbringt im Leben und etwas leichter haben kann als der Vater. Aus dieser Sehnsucht nach einem menschenwürdigen Dasein erklärt sich das selbstverständliche Hineinwachsen der zweisprachigen Oberschlesier ins Deutsche. Daraus erklärt sich auch die große Begeisterung, die soziale Ideen gerade im obereschlesischen Volke immer wieder finden. Aus diesen Gründen ist Oberschlesien, wie mir scheint, beim Umbruch mit etwa 95% nationalsozialistischen Stimmen an zweiter Stelle in ganz Deutschland marschiert.

In Oberschlesien sind die Menschen vielleicht mehr als anderswo noch unverbildet. Hier lebt noch ein junges Volkstum, jung wie die Birken im Frühlingswind, welcher der christlichen Mutter Anna auf dem heiligen Berge im Kreise Groß Strehlig die Grüße des altgermanischen Altvaters aus dem Sudetenlande bringt. Es raunt und flüstert von Sagen und Märchen überall in Oberschlesien, im wälderrauschenden Oberschlesien ebenso wie im obereschlesischen Bauernlande oder im Industriegebiet. Bauer und Kumpel haben sich eine ganz innige Naturverbundenheit bewahrt und ein überaus reiches Brauchtum, das den Jahreslauf begleitet. Und gerade wieder diese Bräuche knüpfen unlösliche Bande zum übrigen Deutschland. Oberschlesiens Trachten sind deutsche Trachten. Wenn bei Frühlingsanfang die „Marczanna“ durchs Dorf getragen und an der Grenze der Dorfgemarkung zerrissen, verbrannt oder in den Fluß geworfen wird, oder im Frühling die Kinder mit dem „Goik“ durchs Dorf gehen, mit dem geschmückten Bäumchen, so ist das nichts anderes als das deutsche „Lodaustreiben“ und das „Commerzingen“. Nach Deutschland weisen das Osterreiten, das Kreuzelstecken auf den Feldern, die Andreas- und Erntebrauch und die Verehrung der obereschlesischen Volksheiligen, von St. Barbara, die wahrscheinlich über Österreich zu uns gekommen ist. Gerade eine kindliche Frömmigkeit, die Achtung verdient, ist ein wesentliches Stück des obereschlesischen Volkstums, und wer in Oberschlesien Kulturarbeit leisten will, der wird

genau und haarscharf die Grenze kennen und beachten müssen, wo der politische Katholizismus aufhört und das religiöse Volkstum beginnt.

Ein gesundes, junges und kräftiges Volkstum bringt aber auch schöpferische Hochleistungen hervor, so auf dem Gebiete der Kunst. Die oberschlesische Kunstleistung sagt uns nun auch ganz eindringlich, wohin Oberschlesien gehört, welcher Art das Gesicht Oberschlesiens ist. Mit gutem Gewissen kann man Oberschlesien als eine Wiege deutscher Kunst bezeichnen, als eine Landschaft, die von Binnendeutschland nicht nur Kulturgüter übernommen hat, sondern eigenes Kulturschaffen, eigene künstlerische Leistungen aus Blut und Boden zu Nutz und Frommen des ganzen deutschen Volkes vorweisen kann. Ob wir an die bildenden Künstler Oberschlesiens denken, an die oberschlesischen Liedichter oder an Oberschlesiens Schriftsteller, immer wieder können wir einen ganz überraschend kräftigen und vielfältigen deutschen Ausbruch feststellen, und immer wieder sind es gerade die schöpferischen Kräfte aus dem sogenannten „zweisprachigen“ Volkstum, die, ganz erfüllt von Heimatliebe und Treue zu Land und Leuten, ihr Deutschtum unter Beweis stellen und durch ihr ganzes Tun und Streben wie Joseph von Eichendorff, der beste Sohn unseres heimischen Volkstums, bekennen: „Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund!“

Unsere Monatschrift „Der Oberschlesier“, deren 18. Jahrgang wie heute beginnen, hat in ihren Veröffentlichungen diese Dinge im einzelnen und aus den tiefsten und feinsten Wurzeln heraus zu hunderten Malen dargestellt, im „Oberschlesier“ werden, von den verschiedensten Seiten her gesehen, die einzelnen Züge im Gesicht Oberschlesiens gedeutet. Aber es ist auch gut, besonders für die, welche Land und Leute noch nicht genauer kennen, hin und wieder eine Gesamtschau zu geben, das ganze oberschlesische Antlitz mit einigen wenigen und markanten Strichen zu zeichnen. Das ist hier versucht worden. Oberschlesien ist deutsche Front, Cappe und Schützengraben. Kein Wunder, daß sein Gesicht, wie es bei unseren Frontsoldaten auch war, nicht immer glatt, gepflegt und ausgeglichen sein kann. Und so, wie die Frontsoldaten in der Heimat und in der Familie gerade wegen ihrer Schrammen und Narben, wegen des Granattrichter- und Schützengrabendreßes, der ihnen noch auf der Heimreise anhing, herzlich und mit heiliger Liebe und Verehrung willkommen geheißen wurden, so wird auch der Oberschlesier, den ein hartes Grenzlandschicksal formt, bei der deutschen Mutter und im deutschen Vaterhause liebevolle Aufnahme und Hochachtung erwarten dürfen, bei allen deutschen Volksgenossen, die das Wort Volkstum und Vaterland nicht nur auf den Lippen führen, sondern von diesen großen und größten Dingen dieses Lebens wie von einem kostbaren Kleinod und Schatzgut erfüllt sind.

„Dein Antlitz trägt nicht, Heimatland!“

Ein Wandteppich entsteht

Eine Plauderei über das Werden des Oppelner Landkarten-Gobelins*

Von Dr. Otto Beger

Mit der Übergabe des Entwurfes an die Manufaktur beginnt die technisch ausführende Arbeit des Kunstgewerbes, die Übersetzung des vom Künstler geschaffenen Werkes in die textile Sprache des Wandbehanges. Der Beschauer des fertigen Teppichs macht sich wohl kaum eine richtige Vorstellung von der mühevollen Arbeit, die damit verbunden ist. Besonders dann, wenn es sich wie hier um ein Werk handelt, das neuartig ist, sowohl hinsichtlich des Vorwurfes, wie auch der Behandlung.

Der Originalentwurf oder Karton mußte wie jeder Gobelin-Entwurf in Farbgebung und Detaillierung schon vom Künstler vollständig durchgearbeitet sein, um als genaue Vorlage für den Teppich dienen zu können. Er wurde in natürlicher Größe in Aquarell ausgeführt, weil hierbei am besten eine gewisse Gleichheit der Farbwirkungen von Karton und Teppich erzielt werden kann.

Nach diesem Entwurf muß nun zunächst das wichtigste Hilfsmittel für die Gobelinweberin angefertigt werden, die Pause. In unsagbarer Kleinarbeit werden alle Umrisslinien der vielen Flüsse, Berge, Städte und Wälder, sämtliche Konturen jedes einzelnen Farbtones peinlich genau auf Pauspapier durchgezeichnet. Bei dem in vielen Nuancen wellenförmig abschattierten Grund der Landkarte fürwahr eine Geduldsprobe! Aber diese Arbeit ist nötig, denn am Webstuhle wird die Pause später unter der Kette befestigt und nach ihr richtet sich die Weberin, wenn sie mit kundiger Hand ihre bunten Wollfäden in die Kette schlägt.

Doch noch ist es nicht so weit. Erst muß das Material bereitgestellt werden. In eigener Färberei wird Strang für Strang der edelsten Zephyrwolle in all die unzähligen feinen Nuancen eingefärbt, die im Entwurfe vorkommen. Da heißt es Farbensinn bekunden für den Färber und bei der Auswahl des Materials! Eine kleine Änderung des Wetters und der Beleuchtung und eine bereits so schön passende zart-graubleaue Wolle wirkt plötzlich eine Nuance zu gelb. Und gerade die heikelsten Farbtöne werden dann später beim Weben oft zu knapp und müssen genauestens nachgefärbt werden. Ein Glück, daß sich in einer Werkstätte wie der Münchener Gobelin-Manufaktur

* Der nach einem Entwurfe des Kunstmalers Peter Kowalski / Breslau, ausgeführte Wandteppich hängt im „Großen Saal“ des Regierungsdienst-Gebäudes in Oppeln und wurde von der Münchener Gobelin-Manufaktur G. m. b. H. München-Nymphenburg in echter Gobelin-technik gefertigt. Es ist dies die gleiche Technik, in der einstmals zur Blütezeit der europäischen Wandteppich-Wirkerei in Flandern und Frankreich in den damaligen Manufakturen gearbeitet wurde. Der Gobelin stellt im Ausmaße von 4×9 Meter eine Landkarte von Oberschlesien dar, mit den Wappen der Kreise und Städte.

in den Jahrzehnten ihres Bestehens ein Wollager von vielen tausend Farbtönen sammelt, sodaß wenigstens nicht jede Farbe neueingefärbt zu werden braucht. Obwohl gerade die für einen Gobelin auch farblich neuartige Behandlung des Kowalski'schen Wandteppichs außergewöhnlich viele Färbungen erforderlich machte.

An einem kleinen Musterwebstuhl neben der nordwärts gelegenen Färberei werden in zweifelhaften Fällen die Wollgarne probeweise verarbeitet, denn oftmals wirkt eine Wolle dann später im Gewebe anders als im Strang.

Inzwischen wurden die Webstühle für den Wandteppich eingerichtet, oder wie der Weber sich ausdrückt, „aufgebäumt“. Das baumwollene Kettgarn wurde „gezettelt“, eingezogen und auf den Kettbaum aufgerollt. Ist dann die Kette in zwei Fächer eingeteilt und die Pause unter ihr befestigt, so kann die eigentliche Webearbeit beginnen.

Hierbei stellt ein Entwurf, der irgendwie neuartig ist in der Behandlung, die Manufaktur vor schwierige Aufgaben. Die technische Ausführung des Doppelner Gobelins barg selbst für die Münchener Gobelin-Manufaktur trotz ihrer reichen Erfahrungen und der Mannigfaltigkeit bisheriger Arbeiten so manches Problem in sich. So konnte beispielsweise der Teppich nicht, wie sonst üblich, in der Längsrichtung, d. h. mit der vertikalen Schmalseite beginnend, gewebt werden, da in diesem Falle an all den unzähligen horizontalen Wellenlinien des Grundes sogenannte Weberisse entstanden wären, die zwar an sich für jeden handgewebten Gobelin charakteristisch sind, die aber in dieser Vielheit den Zusammenhang des Gewebes gelockert und der textilen Technik widersprochen hätten. Die Unmöglichkeit, den Teppich an der Schmalseite zu beginnen, machte es deshalb nötig, ihn in drei Teilen zu weben und diese dann nachträglich zusammenzusetzen, eine Arbeit, die – dies sei schon hier erwähnt – so exakt vorgenommen werden konnte, daß sie selbst für Fachleute nahezu unsichtbar ist. Darüber hinaus beschränkt Peter Kowalski auch hinsichtlich der Behandlung der zahlreichen Details einen für den Bildteppich neuen Weg, abweichend von der Schraffurentchnik früherer Kartongeizner und beanspruchte so ein besonderes Einfühlungsvermögen der Weberinnen bei der Übertragung ins Textile.

Mit der Arbeit am Webstuhl erst beginnt die eigentliche Geburt des Wandteppichs. Monate hindurch sitzen fleißige Weberinnen vor ihren Gezeugen und schlagen kunstvoll Faden um Faden mit der Nadel in die Kette. Es ist an sich ein einfaches Einflechten all der farbigen Wollfäden in das Kettfach, wobei der Einschlag sich jeweils auf die momentan zu webende Fläche begrenzt, die auf der Pause umrissen ist. Durch Treten von Pedalen teilt sich das Kettfach und es liegen einmal die geraden, dann die ungeraden Kettfäden nach oben, sodaß der Einschlag endlich beiderseitig die Kette bedeckt. Und dennoch, wieviele kleine Kunstkniffe, wieviel Formen- und Farbensinn, Mühe und Sorgfalt erfordert die Übertragung eines derartigen Entwurfes mit all seinen tausend Farbtönen und Details! Da müssen einzelne dünne Wollgarne in zarten Farben vermischt werden, um einen bestimmten Ton des Kartons zu ergeben, feine Umrisslinien in mühevoller Umschlingung einzelner Kettfäden gewebt werden und kleinste Abschät-



Bildwickerin bei der Arbeit des Oppelner Wandteppichs



Bei der Arbeit des Oppelner Wandteppichs

tierungen Berücksichtigung finden. So nimmt es denn nicht Wunder, wenn etwa 14 000 Arbeitsstunden nötig waren, um die Arbeit zu vollenden.

Nach Fertigstellung der drei einzelnen Teile erfolgte das Zusammenarbeiten derselben im Rahmen und zwar in der Weise, daß an den Stoß-Stellen noch einiges Kett- und Wollgarn der angrenzenden Farbflächen belassen wurde, um so jede erkennbare Abweichung bei der Zusammenarbeit zu vermeiden. Voraussetzung hierfür war natürlich eine gleichmäßig-exakte Arbeit an allen drei Webstühlen, denn an den Ranten mußten ja sämtliche Konturen genau zusammen passen. Das Vernähen der kleinen Weberisse, die Behandlung des fertigen Teppichs mit Gulan-Präparat zum Schutze gegen Mottenfraß beschließen die Arbeit.

Der Wandteppich Peter Kowalskis für den Plenarsitzungsaal des Regierungsdienstgebäudes in Dppeln hat vielen fleißigen Weberinnen auf Monate hinaus Arbeit und Brot gegeben. Eine erfreuliche Tatsache, besonders, wenn man bedenkt, daß damit gleichzeitig ein altes Kunsthandwerk gefördert werden konnte, das in Deutschland, dem ältesten Gebiete des europäischen Wandteppichs, durch die Münchener Gobelin-Manufaktur seit 25 Jahren zu neuer Auferstehung gelangt ist.

Die Ausführung des Wandteppichs hat den Beweis erbracht, daß es auch einmal möglich ist, einen Entwurf in die textile Struktur des Gobelins zu übersetzen, der hinsichtlich seines Vorwurfes und seiner Behandlung gegenüber dem althergebrachten Gobelin-Entwurf ganz neue Wege geht. Daß es möglich ist, einen derartigen Karton, wenn er die Struktur des Gewebes berücksichtigt, so zu interpretieren, daß die vom Künstler beabsichtigte dekorative Wirkung voll und ganz erreicht wird. Diese Erkenntnis vermag einer neuzeitlichen Raumgestaltung, wie auch der ausführenden Manufaktur neue Impulse zu verschaffen. Denn so sehr es im Interesse der Zurückgewinnung der während des 19. Jahrhunderts verlorengegangenen Gobelintechnik notwendig war, an alte Vorbilder sich anzulehnen und durch Wiederholung zu lernen, ist es im höchsten Maße begrüßenswert, wenn durch eine derartige Arbeit die Manufaktur vor neue Aufgaben gestellt, beweisen kann, welche mannigfache Variationsmöglichkeiten der Wandteppich in sich birgt und welches wichtiges Element einer dekorativen Raumgestaltung dem modernen Architekten hier zur Verfügung steht.

Ein handgewebter Wandteppich ist ein Werk für Jahrhunderte. In gleicher Weise, wie heute noch die Bildteppiche des 15.-18. Jahrhunderts Zeugnis ablegen von Kunst und Kultur ihrer Zeit, werden die heute hergestellten Wandbehänge dank ihrer nahezu unbegrenzten Lebensdauer noch nach Generationen von unserem heutigen künstlerischen Gestalten erzählen.

Ernst Wilhelm Knippel, einer der ersten Maler des oberschlesischen Industriegebietes

Von Dr. Eva Schmidt

Was da surrt und schnurrt und flirrt und stampft,
aus den Essen glühend loht und dampft,
Räder rasseln und Maschinenklang,
ist der Arbeit mächtiger Gesang.

Seit des großen Königs wirtschaftliches Genie Oberschlesiens kostbare Bodenschätze nach jahrhundertelangem Stillstande des Bergbaues wieder Flug anzunutzen wußte, und unter der zielbewußten Leitung des Ministers von Heimig und Grafen Reden die Gleiwitzer, Kreuzburger, Malapaner und Königshütte ihren großen Aufstieg begannen, die Friedrichsgrube bei Tarnowitz um 1800 durch Holzhausens Dampfmaschine, die erste Europas, Weltruf erhielt, da wurde der oberschlesische Werkbezirk bald Reiseziel für viele große Deutsche. Friedrich Wilhelm II., Friedrich Wilhelm III., die Königin Luise, Goethe, Karl August schrieben ihre Namen in die Goldenen Hüttenbücher.

Nun endlich begannen auch um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Künstler, ihre Aufmerksamkeit auf die Erzgruben und Hüttenkolonien hinter den einsamen Oberwäldern, meilenweit vom großen Verkehr, zu lenken. Der erste Maler, der planmäßig in großem Umfange und mit warmem, inneren Anteil diesen großartigen Bezirk harter deutscher Arbeit jahrzehntelang zum Gegenstand seines Schaffens machte, war kein Oberschlesier, sondern der Landschaftszeichner und Lithograph Ernst Wilhelm Knippel aus Schmiedeberg im Riesengebirge.

Über Knippels Tätigkeit sind bisher nur an vereinzelten Stellen ganz kurze literarische Angaben veröffentlicht worden,¹ die ich durch persönliche Nachforschungen um ein Beträchtliches erweitern konnte. Wesentliche Zusätze verdanke ich in erster Reihe Dr. Kurt Bimler, Breslau, durch das mir freundlicherweise zur Verfügung gestellte Listen- und Briefmaterial von Simon Macha Beuthen DC, und Simon Macha selbst durch reiche Angaben biographischer Art. Oberberggrat Witte, Breslau, ließ mich seine große Sammlung von Lithographien, Handzeichnungen und Briefen Knippels einsehen. Die Museumsdirektoren Dr. Pfügenreiter, Beuthen DC, und Dr. Heimesdetter, Gleiwitz, gaben mir Aufstellungen der in ihren Samm-

¹ Kurt Bimler: Die neuklassische Bauhschule in Schlesien, Heft 3, Breslau 1931, S. 9 f. - Ders. in Thieme-Beckers Allg. Lexikon der bild. Künste Bd. XXVIII, 1934, S. 320 (Rieden). - Walter Krause, Grundriß eines Lexikons bild. Künstler und Kunsthandwerker in Oberschlesien, Oppeln 1933, Bd. I, S. 192. - Günther Grundmann: Das Riesengebirge in der Malerei der Romantik, in Monographienreihe Schlesien, S. 112. - Theod. Eisenmänger: Gesch. der Stadt Schmiedeberg i. Rsgb. Breslau 1900, S. 232 f. - Wanderer im Riesengeb. 17. Jhrg. Bd. VII, Nr. 7, 1. Juli 1897, S. 106. - Ausstellung Arbeit und Kultur in Oberschlesien 1919, S. 116.

lungen befindlichen ober-schlesischen Blätter Knippels. Bei der Durchsicht all dieser Quellen ergab sich ein reiches Bild vom Leben und Schaffen des Künstlers.

Ernst Wilhelm Knippel wurde am 24. April 1811 in Steinseiffen bei Krummhübel geboren. An Stelle seines Geburtshauses steht heute das Gasthaus von Rich. Schmidt. Noch vor einigen Jahren wohnte daneben eine Verwandte Knippels. Der junge Knippel trat 1827 bei dem Kupferstecher und Steindrucker J. A. Tittel in Schmiedeberg in die Lehre. Der bedeutend ältere, wohl schon um 1770 geborene Meister, ehemals Schüler von Zingg in Dresden und Mitschüler von Ludwig Richter, brachte dank seiner reichen Erfahrung und Begabung den befähigten jungen Knippel bald zu guten Fortschritten im Landschafts- und Porträtzeichnen und vor allem in der farbig ausgemalten Lithographie. Im lithographischen Verlag von A. Tittel lernte er auch rasch die technischen und geschäftlichen Grundlagen, und als sein Meister 1830 starb, war Knippel dem neuen Besitzer Matthis bald ein unentbehrlicher Mitarbeiter. Nach Matthis' Tode führte er seit 1840 mit seinem Freund und Arbeitskameraden Nieden selbst Verlag und Steindruckerei unter der Firma Nieden und Knippel fort. Etwa zu gleicher Zeit (1839) heiratete er Auguste von Tschirnhaus, geschiedene Frau Dr. Heidrich; wie glücklich diese Wahl war, bezeugt noch ein sehr warmherziger Brief an seine junge Frau vom 9. 10. 1840 von einer Auftragereise nach Gleiwitz. Er spricht darin zärtlich von seinem kleinen Söhnchen Herrmann und sehr freundschaftlich von seinem Reise- und Zimmergenossen Nieden.

In die Zeit ihrer Zusammenarbeit fällt die größte Blüte des Verlages, da beide sich sehr glücklich ergänzten und in ihren Leistungen gegenseitig steigerten. Doch läßt sich der Anteil beider an den einzelnen Lithographien fast immer auf Grund der Handzeichnungen klar auseinander halten.

So wie die Malerfreunde Nieden und Knippel schon seit den 30er Jahren im Riesengebirge häufige ehrenvolle Aufträge schlesischer Magnaten, ja sogar König Friedrich Wilhelms IV., für Aufnahmen der Schlösser, Bäder und Panoramen des Gebirges erhielten, so bekamen sie in den Jahren von 1840 bis etwa 1860 vor allem Aufträge aus dem Gebiet der heutigen Tschechoslowakei und aus Oberschlesien. Freiherr von Rothschild auf Wittkowitz und Baron Klein waren die großen Auftraggeber in Böhmen, für die vorzüglich kolorierte, künstlerisch fein erfaßte Ansichten böhmischer Industrieanlagen entstanden. In Oberschlesien nennt Knippel als Förderin seiner Kunst hauptsächlich „die Kgl. Hoheit“ oder „die Fürstin“ wie er sie ehrerbietig in seinen Briefen bezeichnet. Einmal sehen wir sie auch auf einer Lithographie Knippels von 1861 in ihrer Equipage, von Spaziergängern und Hofbeamten ehrfurchtsvoll begrüßt, vor ihrem Schloß in Clawenzitz vorfahren, also war es ohne Zweifel eine Fürstin Hohenlohe. Korrespondiert wurde von beiden Verlegern aber nur mit den Direktoren der Hütten und Werke, z. B. mit Inspektor und Photograph Wilhelm Beermann in Gleiwitz, Domänenrat Eggel in Clawenzitz – von diesem schon vom 13. 9. 1829 eine Bestellung für Schloß Rauden –

oder mit dem Jakobswalder Hüttenfaktor Wilhelm Regehly, der 1849 beide einlud zur Aufnahme der Hohenloheschen Werke und am 23. 11. 1849 von Kieden und Knippel eine Zusage erhielt über 40 Ansichten – darunter Blechhammer, Medarhammer, Gausenberg, Jacobswalde, Glawenzig – „sauber koloriert auf Tonpapier“ bei garantierter Abnahme zu vorher festgesetzten Preisen.

Diese Preise waren für damalige Zeit recht hoch, wie es der genannte Brief und ein Preis-Courant (Glg. Witte) zeigen. Fast den Monatslohn eines Bergarbeiters, 7–9 Taler, brachte ein gutes handkoloriertes Blatt, das allerdings schon nahezu den Wert eines Aquarells erreichte. Die kleineren Blätter gingen auf 4–6 Taler, einfache unkolorierte auf 1–3 Taler herunter. Es wurde auf Subskription gearbeitet und mit Höhe der Zahlung und persönlichem Interesse der Auftraggeber stiegen verständlicherweise die Leistungen. Da in Oberschlesien, genau so wie in Böhmen, eine sehr innerliche und freudige Zusammenarbeit zwischen Auftraggebern und Künstlern bestand, sind Oberschlesien auch besonders wertvolle und schöne Blätter gewidmet worden.

Als 1858 mit Kiedens Tod dieser fruchtbare Arbeits- und Freundschaftsbund zerriß, war auch der Glanz der Firma Kieden und Knippel bald vorüber. Knippel führte den Betrieb allein fort, stellte noch ein letztes Mal im hohen Alter bei der „Ausstellung von bildlichen Darstellungen aus dem Riesengebirge“ in Hirschberg 1897 seine Bilder mit Erfolg aus und starb nicht lange darauf am 26. April 1900 als ältester Bürger der Stadt Schmiedeberg und langjähriger stellvertretender Stadtverordnetenvorsteher, hochgeachtet in seiner Stadt und in weiten Kreisen wohlbekannt. Seine Nachrufe² ehren ihn besonders als den Maler seiner Gebirgsheimat, nennen aber mit Unrecht nicht die vorzüglichen Blätter aus Böhmen und Oberschlesien, die ihm und Kieden über Schlesien hinaus einen guten Namen machten. Bewundert wird seine große bis ins hohe Alter bewahrte körperliche und geistige Frische, die sich besonders in seiner künstlerischen Tätigkeit immer wieder bewies. „Sein kindliches Gemüt, sein bescheidenes, anspruchsloses Wesen und sein ehrenwerter Charakter haben ihm ein Andenken gesichert, das nie verlöschen wird“, so schildern ihn uns die Nachrufe, so spricht er aus seinem Briefwechsel zu uns und aus seinem Bildnis,³ einer Lithographie von Joh. Pfleidl, Deputierter der Eogl. Zillertaler, um 1837 nach einem Gemälde entstanden. Eine feine gepflegte Erscheinung mit klugen, offenen und liebenswerten Zügen, so erscheint er auch auf einer Handzeichnung (Glg. Witte) in heiterer Runde mit Kieden und seiner Familie auf einer Gebirgsbaude. Von einem dritten Bildnis weiß Simon Macha zu berichten, einem Jugendbildnis Knippels und einer Frau Apotheker Elise Weigand, beide in Bleistiftzeichnung.

Nach Knippels Tode übernahm sein jüngerer Sohn Louis den Verlag, doch hat er

² Breslauer Zeitung Nr. 302, Dienstag, den 1. Mai 1900 und Bote aus dem Riesengebirge, 88. Jhrg. Bd. 1900, Nr. 99 Sonntag, d. 29. April 1900. -

³ H. W. Singer: Allgemeiner Bildnis-katalog Bd. VII, 1932 S. 43 Nr. 16 147 - H. D. v. Diepenbrock-Grüter: Allgemeiner Porträtkatalog, Hamburg 1931, Bd. I, S. 239 Nr. 8063.

in den 8 Jahren bis zu seinem Tode keine beachtlichen Arbeiten mehr veröffentlicht. Die stark verkleinerte, künstlerisch kaum noch bedeutungsvolle Firma kam 1908 in den Besitz des Buchhändlers Wilhelm Müller, der Steindrucke verschiedenster Art, auch Teppichmuster, herstellte, aber schließlich 1920 das alte Tittelsche Geschäft vollständig auflösen mußte. Noch mancher Augenzeuge hat den letzten Mann aus Knippels Werkstatt, einen Achtzigjährigen, gesehen, wie er die Lithos in althergebrachter Art mit Einweiß färbte und handkolorierte. Doch wurde die Güte der obererschleßischen Blätter Knippels nie mehr erreicht.

Die 63–65 verschiedenen Ansichten aus dem obererschleßischen Industriegebiet sind farbig und unkoloriert vielfach ausgeführt worden. Die größten Bestände befinden sich im Oberschleßischen Museum Gleiwitz, da Museumsdirektor Dr. Heimesvetter 1922 den gesamten Nachlaß Knippels erwarb und später noch durch einzelne Blätter ergänzte, sodaß sich die Zahl nun auf 127 Stück beläuft, davon 13 Originalzeichnungen, 9 farbige und 105 unkolorierte Lithographien, darunter sämtliche 13 Ansichten von Glawenzig – Schloß und Werk – sechs Blatt von Gleiwitz, fünf von Malapane und die späte Laurahütte (nach 1860). Die nächstgrößte Sammlung war die von Simon Macha, Beuthen O. Sie umfaßte 52 farbige und unkolorierte Lithographien, u. a. die frühe Ansicht von Gleiwitz von 1841, die seltenen Blätter von Dtsch.-Piekar, Beatenglücksgrube, Kr. Rybnik, Baildonhütte bei Rattowitz und das Dorfbild von Al.-Deutschen. Das Oberschleßische Landesmuseum Beuthen besitzt einschließlich der schönen Blätter der Glg. Macha 25 obererschleßische Lithographien Knippels, die aber z. T. Wiederholungen darstellen, ebenso wie die reichhaltige Sammlung von Oberberggrat Witte, Breslau. Unter den etwa 25 sehr sorgfältig kolorierten und zahlreichen nicht kolorierten Lithographien finden sich als interessanteste Stücke die Königshütte mit zwei Hochöfen von 1863 und mit vier Hochöfen von 1865, die ausgezeichneten Blätter von Henikow bei Myslowitz, das alte Eisenwerk Paruschowitz bei Rybnik, die Proskauer Fayencefabrik, die Lochtersche Fabrik in Gleiwitz mit Holzhausens Wohnhaus, das sehr feine Blatt der Frischfeuer des Fürsten Hohenlohe in Causenberg, Kreis Rosenberg, der malerische Brand der Fannygrube bei Nacht, jahrzehntelang eine Sehenswürdigkeit für alle Fremden, und die Ankunft der Fürstin vor Schloß Glawenzig. Wichtig sind auch die Blätter der Hultschiner Steinkohlengruben und die reiche Mariagrube bei Niechowitz. Das Schönste der Glg. Witte aber sind die 130 Handzeichnungen Knippels, von denen elf obererschleßische Ansichten zeigen, den Blick vom Kommissionszimmer der Hohenlohehütte auf das Werk, drei Ansichten von Ratorbor, darunter die bekannte Domschmühle und den Bahnhof von 1870, ein zarter malerischer Blick auf Zauernitz mit Schloß Johannesberg von 1841, vier bedeutsame Blätter von Ujest von 1849, von Königshütte und Sophienhütte bei Myslowitz, ferner Al.-Deutschen und der Park des Rothschildschlosses Schillersdorf (heute Tschechoslowakei). Alle diese Zeichnungen zeugen von Knippels großer Begabung, feinem künstlerischen Empfinden, leichtem flüssigem Strich und zuverlässiger Genauigkeit in der Wiedergabe

der architektonisch oft schwierigen Industrieanlagen, in die sich der Sohn der Berge mit staunenswerthem Verständnis eingelebt hatte.

Auch das Schlesiſche Muſeum für Kuſtgewerbe und Altertümer, Breslau, beſiſt 14 beſonders ſchöne farbige Lithos oberschleſiſcher Werke, von denen hier acht veröffentlicht ſind.⁴ Kulturgeſchichtlich am intereſſanteſten iſt wohl die Anſicht des heute polniſchen Charley an der polniſchen Grenze zwiſchen Tarnowitz und Rattowitz, für Knippel noch ein freundlich Kleinbürgerliches Landſtädtchen, mitten in Weiden und Äckern mit blauen Höhen in der Ferne. Als einzige charakteriſtiſche Akzente ragen die hohen Schornſteine der Waſſerhaltungen am Rande der Galmeygrube in den Himmel. Das Blatt zeigt den Tagesbau auf der Grube ſelbſt, wie er bis 1860 üblich war. Umſieſengleich in ununterbrochenem Zuge ſieht man die Arbeiter beim Abbrechen, Aufladen, Wegfahren und Herzukommen auf ſchmalen, bis zum Grundwaſſer in die Grube hineingeſchlagenen Serpentinpfaden. Auf Wegen und Grubengang raſtende Bergarbeiter mit ihren Kindern und Spaziergänger. Das Ganze damals noch ein faſt romantiſcher Arbeitsplaß, heute die größte Galmeygrube Europas, die durch ihre Zink- und Blei-gewinnung unermeßlichen Reichtum einbrachte, der Deutſchland 1922 verloren ging.

Nicht ſo tief ins Induſtriegebiet führt die Anſicht von Dppeln von 1852/53. Das in heller Sonne maleriſch aufgefaßte Stadtbild, der Bahnhof mit ſeiner eifrig dampfenden Eiſenbahn, die Gruppe vornehmer Spaziergänger, die Damen in bunten Kleidern mit Schals und Schirmchen, — vorn am grünen Hang des Stellwerkhügels, das alles gibt dem Bild ein mehr landschaftlich-genuehhaftes Gepräge, trotzdem faſt den ganzen Vordergrund ein großer Kalkbruch mit Ziegelbrennerei einnimmt, der Anfang der heutigen Dppelner Zementwerke.

Den gleichen landschaftlich-maleriſchen Reiz hat die Anſicht der Krenzburger Hütte, der Gründung Friedrichs des Großen. Ein Hauch von „Coll und Haben“ ſcheint auf den ſtattlichen Direktorhäuſern und Verwaltungsgebäuden der Hütte zu liegen. Einen ländlich-feierabendlichen Zug bringt die Herde am Bach hinein und die Bauern, die mit dem Heuwagen heimkehren. Auch im Werk ſind die letzten Arbeiter im ſchon leiſe abendlichen Schein des Himmels am Abſchluß des Tageswerks. So iſt auch hier die Induſtrie als Teil der Landſchaft harmoniſch in dieſer aufgegangen.

Ebenſo reizvoll erfaßt iſt der Blick auf das Hüttenwerk von Clawenſitz mit ſeinem Hochofen neben den grümbuſchten Ufern des Kłodzkanals und dem Bach mit ſeinen Weideſtächen, auf denen der Hirt mit der Herde und zwei vom Felde heimkehrende Landmädchen das Buſoliſch-heitere der Szene noch ſteigern. Als ſtrenger monumentaler Akzent und ſtark betonte Note ſteht in dieſem anmutigen Rhythmus das Induſtrierwerk als ernſter Mittelpunkt.

Ganz anders daneben die Hohenlohe-Hütte, dieſes heute führende Fürſt Hohenlohe-Schringeniſche Bergunternehmen, das 1921 Deutſchland auch zu großen Teilen ver-

⁴ Weitere kleinere Beſtände oberschleſiſcher Lithographien Kieden-Knippels befinden ſich im Beſiſ von Dr. Zimler und Dr. Grundmann, Breslau, u. in anderweitigem Privatbeſiſ.

loren ging. Die Lithographie fällt wohl gerade um die Zeit, da die reiche Herrschaft 1861 zur freien Standesherrschaft und zum preußischen Herzogtum Ujest erweitert wurde. Das Hüttenwerk ist mit beiden Hochöfen und Feuerplatz in vollem Betrieb; auf der Pappelallee vor den strengen Reihen der Verwaltungsgebäude herrscht reger Wagenverkehr vom und zum Werk. Ein paar Spaziergänger und Bergbeamte geben allein etwas Behagen in die ganz karge, mathematische Exaktheit der technischen Anlagen, die voll sind vom nüchternen Ernst der Arbeit.

Ganz gefangen genommen vom Wunder der „Hämmer, die dröhnend fallen Schlag um Schlag, daß die Welt nur erst bestehen mag“, wurde Knippel beim Anblick der Königshütte. Mit 4 Hochöfen, also um 1865, ist die Hütte dargestellt, die seit ihrer Vereinigung mit Laurahütte und allen Nachbarunternehmungen zur eigentlichen Stadt Königshütte bis 1922 der gewaltigste Betrieb der deutschen Eisenschwer- und -großindustrie war. Schon hier beherrscht mächtig und breit gelagert das Industriewerk, mit seinen strengen Schornsteinreihen düster in den heiteren Sommerhimmelweisend, die ganze Scenerie, die nur im Vordergrund von genrehafter Staffage und einem Brunnenhäuschen mit altmodischer Winde vorsichtig etwas aufgelockert wird.

Im lodernden Schein riesiger Feuerplätze erscheinen die Werkbauten auf dem Nachtbild. Arbeiter wie schwarze Schatten schürten die Glut und schaffen auf allen Plätzen, Arbeitszüge gleiten auf den Schienen, aus Hochöfen und Schloten steigt schwefelgelber Qualm, man meint das Zischen und Heulen des gewaltigen Arbeitsganges zu hören, und hoch darüber steht still in Wolken ein ferner Mond.

In feurigem Schein rotglühender Rauchschwaden, den „Opferflammen der Industrie“, liegt auch die Mariahütte bei Orzesche bei Nacht. Wie eine kühne Theaterdekoration spiegelt sich das Hüttengebäude mit hell leuchtenden Fenstern im kupferrot wiedererscheinenden Wasser; man meint, „es bebt vom Schlage des Eisenhammers weit hin das Erdreich“. Still schläft dabei weit hinter dem wilden Feuerschein am Walde im halben Mondlicht das kleine Dorf.

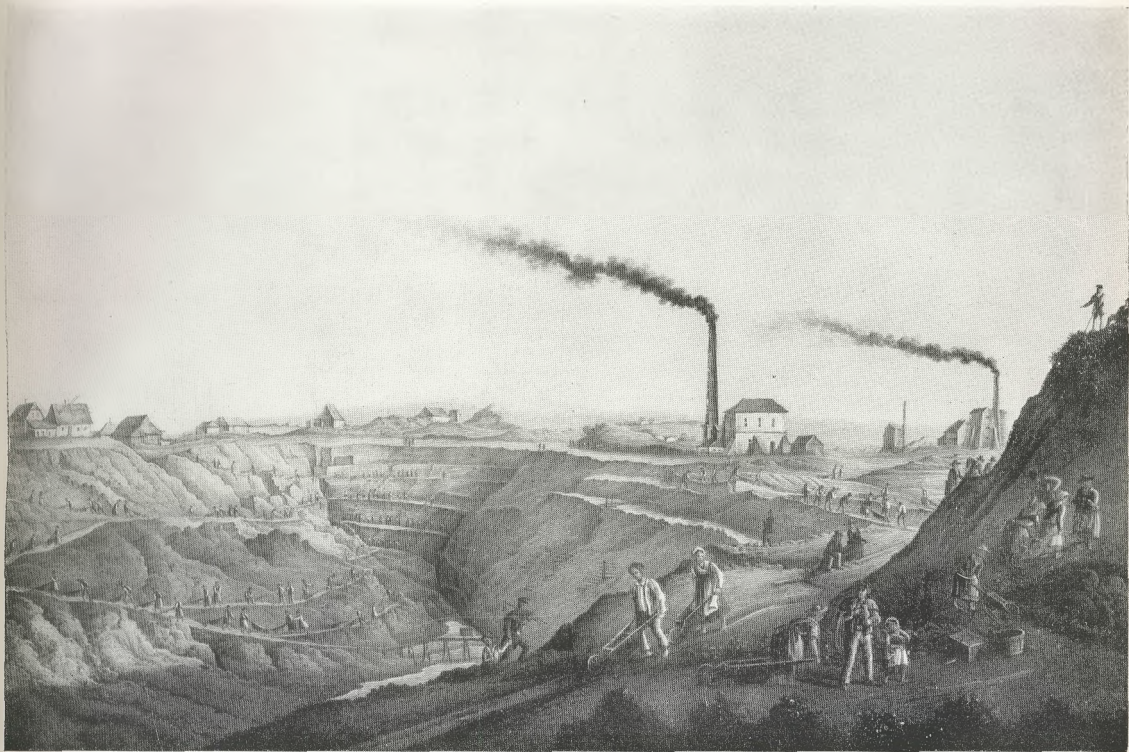
Phantastisch unwirklich erscheint die Stimmung eines solchen Blattes und ist doch nichts als echt beobachtete und getreu nacherlebte Wirklichkeit. Meisterhaft hat Knippel als erster Maler die Reize unserer obereschlesischen Werkbezirke erkannt und künstlerisch festgehalten sowohl in ihrer kühlen ehern strengen Sachlichkeit grauer und sonnenheller Tage mit einem kleinen Schimmer freundlicher, echter obereschlesischer Volkstümlichkeit, wie in der geheimnisvoll wilden Schönheit nächtlicher Arbeit, so wie sie heute noch „braust und surrt und prasselt in sinnbetörendem Streit; da donnert das Riesenorchester unserer eisernen Zeit, sich seine erhabene Symphonie“.

Paul Johannes Koberg

ein oberschlesischer Kirchenmusiker

Von Dr. Joachim Herrmann

Zwei Voraussetzungen sind es, die den jetzt in Gosel amtierenden Kirchenmusiker und Komponisten Paul Johannes Koberg in seiner künstlerischen Erscheinung geprägt haben. Einmal hat er seine musikalisch schöpferische Entwicklung in Österreich, an den Stätten alter süddeutscher, Kirchenmusikalischer Kultur vollzogen, und ist zum zweiten unter diesem Einfluß auch kompositorisch, abgesehen von einigen unbedeutenden Ausnahmen, Kirchenmusiker geblieben. In dieser Eigenheit nimmt er unter der gegenwärtigen Komponistengeneration Schlesiens einen selbständigen Platz ein, und unterscheidet sich von ihr wesentlich. Diese Sonderhaltung scheint seiner Anerkennung und Durchsetzung im Wege zu stehen, aber eben nur äußerlich. Denn so problematisch auch sein Schaffen dem nur oberflächlichen Beobachter vorkommen kann, so entdeckt man aber in einer entwicklungsgeschichtlichen Perspektive seine künstlerische Existenz gerade hier in Schlesien als eine Notwendigkeit, die unbedingte Beachtung und Förderung verlangt. Schon im Hinblick auf seine Gesamtpersönlichkeit ist seine Schaffensabgrenzung als Kirchenmusiker keine zwangsmäßige Einengung, sondern eine auf innerer Notwendigkeit ruhende, religiös-weltanschauliche Überzeugung, die ihren künstlerischen Ausdruck eben nur in der Form der musica sacra findet. Wenn Koberg nach langjähriger Kirchenmusikalischer Tätigkeit in Österreich, die wir in ihren Einzelheiten weiter unten schildern, wieder in seine schlesische Heimat zurückgekehrt ist, so kam er nicht als verllorener Sohn aus der Fremde, suchend und mit leeren Händen, sondern reich erfüllt mit Schätzen künstlerischer Vollendung und Meisterschaft, um sie hier auszustreuen und zu verwerten. Ja weil seine Erscheinung gerade in eine Epoche Kirchenmusikalischen Stilwandels fällt, ist sie umso bemerkenswerter und geradezu entscheidend für die Kirchenmusikalische Kultur Schlesiens. Denn es wäre nicht zum ersten Male in seiner Kirchenmusikalischen Entwicklung, daß Schlesien einen entscheidenden Anstoß aus dem süddeutschen Kulturkreis erhält. Als Ignaz Schnabel im Jahre 1805 Domkapellmeister in Breslau wurde, begann mit ihm nach dem Vorbild der Wiener Klassik der Einbruch der Orchestermesse. Ihre Entwicklung zog sich als die Schule der Breslauer Domkapellmeister durch das ganze 19. Jahrhundert bis in unsere jüngste Gegenwart hinein, und gab der schlesischen Kirchenmusik in dieser Epoche ein eigenes, selbständiges Gesicht. Dieser Tradition steht heute der Beginn einer neuen Stilepoche gegenüber, das Heraufkommen einer neuen, den liturgischen Forderungen entsprechenden A-cappella-Polyphonie, zu der um die Jahrhundertwende das Schaffen des Schlesiens Carl Schiel den entscheidenden Impuls gab. Dieser wurde von Hermann Buchal und Gerhard Streckle in starker Bereitschaft und innerer Überzeugung aufgenommen, und in zeitgemäßer Ausdrucksform fruchtbar weitergeführt. In ihren Werken kündigt sich im Gegensatz zur Orchestermesse des 19. Jahrhunderts, mit ihrem reinen Instrumentalstil, der zweifellos religiöser Ausdruck seiner



Aufdeck-²Arbeit der Galmen-Grube zu Scharley in Oberschlesien,
handcolorierte Lithographie von Ernst Wilhelm Knippel um 1855/60



Industriewerke von Oppeln,
handcolorierte Lithographie von Ernst Wilhelm Knippel um 1852

Zeit war, das Bewußtsein einer neuen religiösen Haltung an. Auch fließen in ihren kirchlichen Werken schon wieder schlesische Charakterwerte mit den neuen Stilelementen zusammen. Paul Johann Koberg tritt nun zu diesen beiden als der dritte, aus einer anderen Richtung her dem neuen Werden mit zum vollen Durchbruch zu verhelfen. Seine geistige Herkunft ist eine andere als die Buchals oder Streckes, aber er kommt doch als Berufener, weil er sich in seiner Eigenart nicht ausschließt, sondern gerade in seiner Verschiedenheit die kirchenmusikalische Bewegung glücklich ergänzt.

Schlesien wird wieder einmal in diesen drei schöpferischen Gestalten Treffpunkt zweier Geistesströme, die schon immer durch den Gang der Geschichte sein kulturelles Profil so reich und mannigfaltig geprägt haben. In diesem wechselvollen Gegen- und Nacheinander der kulturellen Einflüsse hat Schlesien meist viel von eigener Geisteskraft hergeben müssen, oft sind sie aber auch, und das erscheint für den Ausdruck seiner Selbstdarstellung und Selbstoffenbarung wesentlich, umgemünzt und verarbeitet worden. Auffallend wirken sich diese beiden Kräfte an unserem gegenwärtigen kirchenmusikalischen Wendepunkt mit aller Deutlichkeit aus. Buchal und Strecke repräsentieren die eine Linie. Ihre Polyphonie trägt die Herbhait norddeutscher Form, die immer zuletzt Bezwingung des Mystischen ist, wie sie ihren vollendeten und inneren Ausdruck einmal bei J. C. Bach gefunden hat. Gerade bei Buchal erfährt dieser Charakterwert eine typisch schlesische Färbung, in der eine eigene religiöse Mystik immer bei uns bestanden hat. Paul Johannes Koberg hat dagegen die leuchtende Atmosphäre süddeutscher Glaubensinbrunst und Gottesgewißheit, mit der ein Anton Bruckner die Riesenarchitektur seiner Sinfonien erfüllt hat, in sich aufgenommen, und spiegelt sie in seinen Werken wieder. Auch diese Haltung wird im letzten Grunde mystische Hingabe an das Ewige und dessen klingende Gestaltung. Seine Architektur ist ebenfalls polyphon, ja mit einer fast fanatischen Ausschließlichkeit. Aber die Linien seiner Kontrapunkte haben etwas von der leuchtenden Farbigkeit des österreichischen Barock.

Koberg ist geborener Breslauer, durch die Eltern aber oberschlesischer Herkunft, geb. am 10. November 1892. Er wuchs auf als Zögling des Stiftes „Maria Hilf“ in Breslau, dessen damaliger Leiterin, der Gräfin Eleonora zu Stolberg, der frühzeitig musikalisch begabte Knabe für sein künstlerisches Werden viel verdankt. Neben der Gymnasialschule besuchte er das frühere Breslauer Konservatorium, und war hier Schüler von Oberorganist Konrad Westphal in Orgel, Klavier und Theorie, und von Prof. Riemenschneider in Kontrapunkt und Kompositionslehre. Dieser Schule war schon eine Vorbereitung bei Georg Hübner, dem späteren Domkapellmeister von Frankfurt a. M. und Dr. Kult, dem späteren Domkapellmeister in Saratow in Rußland vorausgegangen. So gerüstet konnte Koberg dann die Akademie für Musik und darstellende Kunst in Wien beziehen, wo er in der Abteilung für Kirchen- und Schulumusik seine theoretischen und praktischen Studien, vor allem in Orgel, unter Hofrat Prof. Max Springer, Regierungsrat Prof. Vinzenz Goller, Hofrat Prof. Dr. Weissenböck, Regierungsrat Prof. Moissel, Regierungsrat Prof. Hans Enders und

Hofrat Prof. Dr. v. Kralik vollendete. Sein erstes Amt erhielt er 1914–15 als Organist bei St. Jakobus in Neisse, wurde dann bis 1922 Chordirektor an St. Margareten in Berndorf-Wien mit einem Jahre Kriegsdienstunterbrechung. Diese Berndorfer Zeit war noch ausgefüllt mit Privatstudien in Kontrapunkt und Komposition bei Prof. Springer in Wien. 1922 wurde Robeck nach Klagenfurt in Kärnten als Domkapellmeister berufen, gründete an dem dortigen Landeskonservatorium die Kirchenmusikabteilung, und wurde deren Leiter. Hier trat er schon 1923 in die NSDAP ein, und war Mitbegründer der Ortsgruppe Klagenfurt. Sehnsucht nach der Heimat verleitete ihn, die dortige fruchtbare und anerkannte Tätigkeit aufzugeben. Er kehrte 1929 nach Schlesien zurück, und wirkt seitdem als Chorregent in Cosel. Es ist verständlich, daß Robeck nun nach diesem großen künstlerischen Arbeitskreis hier seine Kräfte nicht in dem Maße auswirken kann, wie er es gewohnt war und auch vermöchte. Wenn diese Zeilen nun einen Zweck haben sollen, dann vor allem den, die Öffentlichkeit auf seine Existenz aufmerksam zu machen. Denn sein Werk hat sich in der Heimat noch nicht in dem Maße durchgesetzt, wie es bereits im Auslande und vor allem in Österreich der Fall ist.

An Kirchenmusikalischen Großwerken hat Robeck bisher 8 Messen, ein „Te Deum“ und eine Kantate geschrieben. Dazu kommen noch eine große Zahl von kleineren Kirchenmusikalischen Sätzen, Orgelwerken, weltlichen Chören und Liedern. Wie wir bereits oben ausführten, liegt das Schwergewicht seines kompositorischen Schaffens in der Kirchenmusik. Diese Ausschließlichkeit ist aus dem Charakter seiner Persönlichkeit und ihrem künstlerischen Entwicklungsgange her erkenntlich und auch verständlich. Den nachhaltigsten Einfluß auf seine kompositorische Begabung hat Robeck von Prof. Max Springer empfangen, der ein bedeutender Kontrapunktiker der Schule Anton Bruckners ist und als Kirchenmusiker dem caecilianischen Geiste im strengen Sinne des Palestrina-Ideals eine neue vorwärtsweisende, zeitgemäße Richtung gibt. Aus dieser Schule bringt Robeck nun die Liebe und die Beherrschung des polyphonen Satzes mit. In dieser Stilatmosphäre geht Robeck völlig auf. Die rein schulisch-didaktische Zufälligkeit wird bei ihm innere Notwendigkeit in weltanschaulich-religiöser Sicht. In der Form des Kontrapunktischen Gesanges ist seine Sprache zuchtvoll gebündelt, nicht gesehlt. Die heilige Objektivität des liturgischen Textes bleibt dadurch unangetastet. Seine Ausdruckskraft strahlt nicht nach außen, sondern setzt sich in innere Spannungen der musikalischen Linienführung um. Das bedeutet bei Robeck Vermeidung jeglicher äußeren dramatischen Effektes, und auch der melodischen Stimmungsmalerei, die seit der Romantik die musikalische Darstellung des Messetextes beherrscht. Dafür umschlingt ihn jetzt wieder ein kraftvolles Gewebe in gleicher Schwergewichtsverteilung geführter Stimmen. Das Ideal des Barock in seiner tönenden Vielgliedrigkeit wird bei Robeck wieder lebendig. Am reinsten ist seine Sprachform in einer sechsstimmigen a-capella Messe in f-moll zum Ausdruck gekommen. Sie nimmt auf dem Gebiet der modernen Kirchenmusik geradezu eine Ausnahmestellung ein. Die rein blühende Polyphonie der Einzel-

stimmen bietet ein Bild edler und ruhiger Abgeklärtheit, in dem der liturgische Text seine volle objektive Gültigkeit behält. Durch modernste, ja bisweilen kühnste Bewegungen der Harmonik ist aber die alte Schreibtechnik mit neuer lebendiger Farbigkeit erfüllt, die von volltönendster klanglicher Wirkung ist. Wie sehr dieses Werk, und damit das Schaffen von Johann Kobek überhaupt kirchlich-liturgischen Ansprüchen genügt, das bezeugt die Widmung dieser Messe an Papst Pius und ihre Annahme, die daher den Titel „Missa Papae Pii“ führt. An ihr hat Kobek seine stilistische Eigenart vielleicht in der reinsten und konzentriertesten Form gezeigt. Zu seinen frühesten Werken gehört ein Requiem für gemischten Chor a-capella das dem Andenken der Gefallenen gewidmet ist. (Verlegt bei Cöpppenrath in Regensburg). Schon dieses Werk ist grundsätzlich in linearer Kontrapunktik angelegt, wenn auch noch einfach und unkompliziert. Daß es dem Komponisten immer zuerst um die musikalische Gestaltung des Textes zu tun ist, das zeigen gerade seine Messen mit Orchester. Eine Missa in honorem Beatæ Maria Virginis Auxilium Christianorum war ursprünglich nur für fünfstimmigen gemischten Chor und Orgel angelegt, und wurde erst später zur großen Orchestermesse erweitert. Dem Orchesterpart kommt keine selbständige Deuterrolle zu, sondern er verstärkt nur die Farbigkeit der Linien zu einem blühenden harmonischen Ausdruck. Ein anderes Werk von einer köstlichen lichtvollen Farbigkeit ist eine Messe für dreistimmigen Frauenchor, missa dominicalis, mit Orgel. Gerade diese Messe zeigt am besten, auch wenn sie in ihrer Struktur mit zu den einfacheren Werken zählt, wie Kobek dem herkömmlichen Geschmack aus dem Wege geht und nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten sucht, ohne daß der Fluß der Erfindung und Verarbeitung etwas gezwungen und trocken wäre. Einzelfälle wie „qui tollis peccata mundi“ des Gloria, oder das „et incarnatus est“ des Credo werden nicht mit einem besonderen melodischen Sentiment gestaltet, wie es in den Messen der Romantik üblich war, die sich rein gefühlsmäßig von dem religiösen Gehalt gefangen nehmen ließ. Die Polyphonie als Stil verbietet schon selbst jede Exaltation des Gefühls und die Verflüchtigung in das rein Stimmungsvolle. Auch in der Papstmesse bleiben diese Teile in dem Ernst ihrer Besinnlichkeit. Die Männlichkeit dieser religiösen Ausdruckskraft weicht nicht harmonischen Härten aus, sondern zwingt sie mit logischer Konsequenz in dem Gange der Linienführung zu Reibungen und Schärfen. Kobek weiß um die organische Gesetzmäßigkeit der Form und ihre künstlerisch-seelische Erfüllung. In dieser Modernität wird die Subjektivität des Gefühls zu einer ruhigen und edlen Objektivität abgeschliffen. Freilich birgt diese strenge Haltung Schwierigkeiten für die Aufführung. Ihre Ungewohntheit befremdet den Sänger und Hörer, der bisher in der Stimmungsmalerei der herkömmlichen Literatur gefangen war. Hierin liegt zunächst das Hemmnis, daß die Messen in die kirchliche Gebrauchsliteratur aufgenommen werden. Sie verlangen leistungsfähige Kirchenchöre, denen der lineare Stil kein Buch mit sieben Siegeln ist. Eine andere Orchestermesse hat Kobek mit der „missa solennis“ geschaffen. Diese zeichnet sich durch eine starke harmonische Farbigkeit aus, die vor allem durch das Or-

chester getragen wird. Trotzdem kommt es aber nie zu einem äußerlichen dramatischen Effekt, er bleibt streng kirchlich und objektiv. Eine „missa pacis“ für vierstimmigen gemischten Chor und Orgel steht mit ihrer Klarheit und Durchsichtigkeit ihrer Faktur in der Nähe der oben genannten dreistimmigen Frauenchormesse. Anspruchsvoller dagegen zeigt sich wieder die „missa Christus Rex mundi“ für vierstimmigen gemischten Chor und Orgel. Eine sehr füllige Harmonik hält die Stimmen, oft wird die Klangpracht durch herbe Begleitung in leeren Quartetten unterbrochen, die vor besonders kraftvollem Reiz sind. Sie werden nicht in gesuchter Manier verwandt, sondern sind durchaus organisch empfunden. Alle Eigenheiten Robecks erweisen sich als Zeichen hoher Könnerschaft und ehrlicher ungekünstelter Erfindungsgabe. Ein Werk von besonders großer musikalischer Ausdrucksgewalt ist das „Te deum“. Eine Vertonung dieses religiösen Hochgesanges lenkt immer den Blick auf das gewaltige Vorbild, das Bruckner mit diesem Hymnus hinterlassen hat. Wenn sich ein gleiches Werk gegen diese Eindringlichkeit der Sprache halten kann, dann hat es an sich schon in seiner Eigenständigkeit erwiesen. Die Größe seiner Anlage geht über den Rahmen der kirchlichen Liturgie hinaus, aber bleibt doch in der Inbrunst der religiösen Überzeugung mit ihr auf einer Ebene. Robeck braucht sich nicht zu einer Monumentalität zwingen, sie ist seiner Schreibweise immanent, wie es ja die gewaltigen Schlußsteigerungen seiner Messenstücke immer wieder beweisen. Die weitgeschwungene Dynamik hat gerade in dem Te deum eine fast brucknersche Intensität. Das instrumentale Element verliert sich nicht in moderne Klangsymbolik, sondern ist dem gesanglichen parallel geführt. Gerade dieses für die Kirchenmusik und ihre liturgischen Ansprüche so wichtige Problem der Vereinigung von Stimme und Instrument steht bei Robeck im Vordergrund. Die Polyphonie beschneidet den Instrumenten stark eine selbständige Ausdrucks- und Deutungsmöglichkeit und gleicht sie der gesanglichen Linienführung an. Robeck ist dieser Ausgleich zwischen vokalem und instrumentalem Ausdruck geglückt. Dadurch ist der Akzent dramatisch gefühlvoller Außerlichkeit nach Innen verlegt, wie es die Eigenschaft jeder echten Polyphonie seit Palestrina und Bach war. Freilich wird das Gesamtgewebe der Einzelstimmen, besonders in den Werken mit Orchester oft sehr dicht und undurchsichtig, und es gehört eine feine empfindende Hand dazu, den Stimmenkomplex zu entwirren und farbig aufzuteilen. Der „Franz Xaver-Kantate“ für Chor, Sopran- und Violinsolo mit Orgel (verlegt bei Rahnt, Leipzig) werden ebenfalls meisterhafte Beherrschung der Kontrapunktik, weitausladende Steigerungen verbunden mit starker Klangpracht nachgerühmt.

Auch in seinen Männerchören, zwei weltlichen Gedichten von Strauß „Letzter Hauch“ und Greif „Im Walde“, und zwei geistlichen „Veni creator spiritus“ (mit Orgel) und „Aufblick“ von Eichendorff, ist Robeck seinem Stil treu geblieben. Bleibt er aber hier noch in gemäßigter klangvoller Harmonik, so hat er seine „Kampfgesänge aus dem deutschen Osten“, von denen einige Proben auf der Oberschlesischen Ländchertagung in Neisse geboten wurden, wesentlich herber und härter gestaltet. Anspruchsvoll sind auch

drei Marianische Antiphonen für sechsstimmig gemischten A capella Chor. Fünf Lieder für eine Singstimme und Orgel haben einen starken religiösen Charakter. Und seine Orgelkomposition „Orgelpunkt und Fuge“, die auch bei der Ländertagung in Neisse gehört und besprochen wurde, gilt als Beweis großer Beherrschung dieser reinen Instrumentalkunst. Außer dem genannten Requiem und der Kantate befinden sich sämtliche Werke noch im Zustande des Manuskriptes. Eine Drucklegung wird aber erst möglich, wenn die Werke aufgeführt werden. Hier harret unserer schlesischen Kirchenmusiker noch eine große Aufgabe. Durch seine Tätigkeit in Österreich ist Robeck als Komponist vor allem dort bekannt und anerkannt worden, auch verschiedentlich in anderen Ländern ist er aufgeführt worden, oder man hat sich zum mindesten für ihn interessiert. Da nun Schlesien den Zurückgekehrten wieder aufgenommen hat, wird es notwendig, auch seinem Werke eine Heimat zu bereiten. Freilich sind seine musikalischen und künstlerischen Ansprüche nicht gering. Aber sein Mut und seine Überzeugung von dem neuen Wege in der Kirchenmusik, dem er mit unbeirrbarer und entscheidungsvoller Überlegenheit und Meisterschaft geht, darf ihm nicht mit Vergessen entlohnt werden. Sein Werk weist ihn als einen der führenden schöpferischen Kirchenmusiker aus, der berufen ist, eine neue kirchenmusikalische Tradition Schlesiens glanzvoll zu eröffnen und heraufzuführen. Mehr denn je sind wir gezwungen, unsere schöpferischen Potenzen zusammenzuhalten. Hier ist wieder eine. Man sehe zu, daß sie uns nicht verloren geht.

Abendlied

Daß die Nacht uns vor dem Leid bewahre,
 singen wir den Sternen unser Lied,
 in uns ist Gewißheit, daß der klare
 Himmel gnädig auf uns niederzieht.
 Zwingen wir in uns das Lote,
 preisen wir dich, leuchtendes Gezelt,
 denn wir dienen höherem Gebote,
 denn wir zeugen von der neuen Welt.

Laß uns wach sein, wenn die Frühe flutet,
 daß wir nicht zu spät am Werke sind,
 gib, daß uns der Wille heiß durchblutet,
 daß die Stunde uns nicht schlafend find't.
 Freudig packen uns're Hände,
 was der Morgen zur Gestaltung schenkt,
 denn wir sind die Wollenden, die Wende,
 wissend, daß uns eine Schickung lenkt.

Georg Weinemann

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar,
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein, was mein einst war.“ (Rückert.)

Wohl keins unserer Heimatlieder ruft uns Alten den Begriff Heimat so ins Gedächtnis, wie Rückerts Lied „Aus der Jugendzeit“. Es läßt all das wieder in uns zu Leben werden, was wir auf immer verloren. Die Heimatflur mit dem Kirchturm taucht vor uns auf und mittendrin, im traulichen Wiesentale, sehen wir unser Heimathaus stehen, in dem einstmals unsere Wiege stand. Unvergessliche Bilder steigen vor uns auf und tiefe Wehmut befällt uns. Wir können das auf immer Verlorene niemals vergessen. Wer den Begriff Heimat richtig erfaßt hat, den zieht es mit unwiderstehlicher Gewalt immer wieder in das Land seiner Träume, das Land seiner Jugendzeit zurück. Besonders oft denkt der Bauernjunge an seine Heimat, der sie aufgeben mußte, weil kein Platz für ihn dort blieb. Er vergegenwärtigt sich die Stube, in der er geboren wurde, in der einstmals seine Wiege stand und in der ihn die Mutter das erste Gebet lehrte. Später verwuchs er mit Vater und Mutter, mit Knecht und Magd, mit Tieren und Bäumen, mit Hof und Feld und Flur so fest, daß daraus der Begriff Heimat für ihn wurde. Er erinnert sich des Tages, an dem er stolz zum ersten Male hinter dem Pfluge herging, an dem er den ersten Schnitt mit der Sense tat und an den Tag, an dem ihm zum ersten Male das Sätuch umgebunden wurde, damit er neues Leben spenden konnte. Dann kamen so lange trauliche Winterabende. Im Ofen prasselte ein lustiges Feuer und die Lampe spendete anheimelndes Licht. Draußen tobte der Schneesturm. Auf dem Tische lagen Berge voll Federn, die von den Mägden geschliffen wurden. Die Mutter saß beim Strickstrumpf und der Vater qualmte dicke Wolken Holländerkanaster aus der Jägerpfeife. Dann erzählte er von Wörth und Sedan, von Orleans und der Lisaine. Oft wurden Soldatenlieder gesungen, Lieder, die aus den Freiheitskriegen und aus der Landsknechtzeit stammten. Schwestern und Mägde sangen Heimatlieder, die sich durch Geschlechter gehalten und überliefert hatten. Gemeinsam war das Leben und das Erleben. Alle aßen aus einer Schüssel und beteten gemeinsam das Tischgebet. Dieses Gemeinsame brachte es mit sich, daß Knecht und Magd im wahrsten Sinne des Wortes Hausgenossen wurden. Angriffe von außen wurden von allen abgewehrt, der Wille des Vaters wurde Gemeingut aller. In diese Hausgemeinschaft waren auch die Haustiere eingeschlossen. Erkrankten Pferd oder Kuh, dann nahmen alle daran Anteil, und als der alte Philax todesahnend auf einem Feldstücke sein Grab suchte, trauerten alle um diesen treuen Hausgenossen. Die Wiederkehr der Schwalben löste bei allen gleichgroße Freude aus und ihre Nester wurden getreulich gehegt. Sie gehörten genau so zum Hausstande, wie die Rotschwänzchen, die Jahr

für Jahr im selben Balkenloche ihr Nest bauten. In jedem Jahre kamen sie wieder in unsere Heimat, die auch ihre Heimat war.

Die Jahre gingen dahin. Immer mehr wuchs uns die Heimat ans Herz. Dann rief der bunte Rock. Der Tag des Abschiedes rückte immer näher. Bald kam der letzte Abend. Zum letzten Male sahen wir die immer blauen, so vertrauten Berge verdimmern. Frühzeitig ging es ans Abschiednehmen. Es gab viele Tränen, selbst blieb man äußerlich fest. Der Segen des Vaters und der Mutter wurde einem mit auf den Weg gegeben. Alle umstanden den Wagen. Immer wieder schaute man rückwärts, bis die große Stadt den Blick dahin versperrte. Auf langer Eisenbahnfahrt erklangen immer wieder Heimatlieder. Immer wieder ertappte man sich bei dem Gedanken, was sie gegenwärtig wohl zu Hause machen würden. Neue Menschen lernte man kennen, neue Eindrücke gewinnen, aber die Heimat brachten uns diese niemals wieder. Der Reservist zählte seine Tage, sobald sie abgelaufen waren, ging er in seine Heimat zurück. Das stimmte ihn freudig. Wir, die wir blieben, freuten uns auf die kurzen Urlaubstage. Freude brachten sie uns eigentlich nicht, weil das drohende Gespenst des Weiterfortmüssens dauernd hinter uns stand. Der Taler vom Vater blieb oft wochenlang unberührt und ungewechselt, weil er eben ein Heimatstaler war. Ja sogar der Schmutz von den Stiefeln wurde liebevoll behandelt, weil er Heimerde war. Kein Abend verging, an dem man nicht an das Verlorene, die Heimat, dachte. Das war Heimweh.

Die Jahre verflogen. Dann lag ich viele hundert Male draußen in den Urwäldern und Steppen Afrikas. Wie oft wandte sich mein Blick nach Norden, dorthin, wo meine Heimat lag. In stillen Mondnächten dachte ich besonders der Heimat, weil ich eins mit ihr gemeinsam hatte. Über dem stillen Tale meiner Heimat schien der Mond zur selben Zeit, wie bei mir, der ich zwei Zonen weit im Süden lag. Wie oft träumte ich da draußen von dem stillen Dorfe – und von einem blonden Mädchen, das längst ein anderer heimgeführt hatte. Nach schweren Zeiten kam ich zurück. Mein erster Weg war zu einem Grabhügel im Schatten des weißen Turmes. Dort lag sie und ruhte aus von einem sorgenvollen Leben, meine Mutter. Jeder hat nur eine Mutter, und diese Mutter wird mit dem Begriff Heimat immer aufs engste verbunden sein. Dann wanderte ich durch den Hof und das Feld, durch Wiese und Wald und ließ alles an mir vorbeiziehen, wonach ich mich so oft gesehnt hatte. Vieles war anders geworden und vieles vermiste ich.

Wieder zog ich hinaus in die Welt und schließlich in den großen Krieg. Das Schicksal wollte es, daß in schwerer Zeit ein Schulkamerad zu mir stieß. In langen Nächten, in den Unterständen im Schützengraben, erlebte ich mit ihm eine Neuauflage unserer gemeinsamen Jugenderinnerungen. Jedes Haus und jeder Mensch, den wir gemeinsam kannten, ist dort draußen wieder in uns aufgelebt. Diese Abende halfen uns über schwere Zeiten hinweg.

Lange Friedensjahre gingen dahin, Friedensjahre, die so gar keine Friedensjahre waren, weil wir in ihnen nicht frei atmen konnten. Als es besser geworden war, zog es mich

wieder einmal nach der Heimat. Langsam wandelte ich durch die Gräberreihen des stillen Gottesackers. Sie alle, die da ruhten, hatte ich einst gekannt. Dann las ich die vielen Namen der Gefallenen. Wieder begegneten mir bekannte Namen. Im Dorfe selbst suchte ich bekannte Gesichter. Da begegnete ich einem alten Manne und einem alten Mütterchen. Beiden war der Rücken in schwerer Arbeit krumm geworden. Freundlich beantworteten sie meinen Gruß, sie erkannten mich aber nicht wieder. Nur die Schwalben umzwitscherten wie einst die Gehöfte und flogen mit kühnem Schwünge die Dorfstraße entlang. Aber auch sie waren andere, es schien mir aber so, als ob es die von einst wären und so vertieften sie mir den Begriff Heimat.

Dann pilgerte ich mit meinem Jungen hinaus ins stille Wiesental zu meinem Heimat-
hause. An der Berglehne lagen wir im Grase, und ich erklärte ihm die Grenzen
unseres Feldes, unsere Wiese und unseren Wald. Noch lange lauschte er meinen
Erzählungen aus der Jugendzeit. Er war, was Heimat anbetrifft, beinahe unwissend
geblieben. In Myslowitz geboren, zog er mit mir flüchtig von Stadt zu Stadt. Alle
diese Städte konnten ihm nicht Heimat werden. Nirgends konnte er festen Fuß fassen.
So blieb ihm der Begriff Heimat fremd.

Dort unten im Tale gingen fremde Leute aus und ein. Sie hatten nun ihre Heimat,
die einstmals die meine war.

Tief im Walde an der Grenze wächst eine Eiche, die bereits ein stattlicher Baum
geworden ist. Als ich noch ein Junge war, war sie der Teil eines Strauches im
Strauchholze. Lange vor meinem Fortgehen ästete ich sie aus und half ihr über die
sie umstehenden Sträucher. So habe ich diese Eiche damals gehegt und gepflegt und
zum Baume gemacht. Nur ich weiß, daß jene Eiche meine Eiche ist, an die ich so gar
kein Unrecht habe. Das ist mein Geheimnis in der Heimat.

„Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt

Dir zurück, wonach Du weinst,

Doch die Schwalbe singt, doch die Schwalbe singt,

Im Dorf wie einst.“

Der polnische Irredentismus 1813

Von Manfred Laubert

Der früher von Polen zur Rechtfertigung seiner heutigen Westgrenze betriebenen Pro-
paganda leistete die französische Geisteswelt eifrige Sekundantendienste, die für Deutsch-
land umso gefährlicher waren, weil sie bis zu einem gewissen Grade den Stempel der
Uneigennützigkeit trugen und infolge der sprachlichen und kulturellen Bedeutung Frank-
reichs auf eindrucksvolle Verbreitung rechnen konnten. Ein beliebter Trumpf war dabei
der wohl von dem früher in Paris tätigen Kasimir Smogorzewski inspirierte Hinweis
auf die bei der Landwehrbildung 1813 in Oberschlesien und Westpreußen entstandenen
Schwierigkeiten, die in den Beihesten zum Militärwochenblatt von 1845/46 und 1858
aktenmäßig geschildert werden. Aus ihnen glaubte man einmal den angeblich polnischen
Charakter der dortigen Bevölkerung herauslesen, dann aber auch der Welt die Härte



Kreuzburger Hütte in Oberschlesien,
handcolorierte Lithographie von Ernst Wilhelm Knippel um 1850/55



Industrieanlagen und Schloß zu Slavensitz in Oberschlesien,
handcolorierte Lithographie von Ernst Wilhelm Knippel um 1850

des berüchtigten preussischen Militarismus vor Augen führen, also zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen zu können. Jetzt, nachdem durch Adolf Hitlers feste Führung Deutschland seine Wehrhoheit wiedererlangen hat, ist es eine Ehrenpflicht, die französischerseits gegen unser ruhmreiches Heer geschleuderten Beschuldigungen zurückzuweisen. Darum sei hier auf einen der markantesten Beiträge zu diesem Kapitel eingegangen.

Im 1. Bd. der Sammlung: „Problèmes de la Pologne contemporaine“, einem 1931 bei Gebethner & Wolff in Paris herausgegebenen und eine Denkschrift Smogorzewskis enthaltenden Buch: „La Pologne et la Baltique“, steuert der Redakteur, das Akademiemitglied Prof. Emil Bourgeois, einen Aufsatz unter dem oben gewählten Titel bei (S. 49–63).

Die Veranlassung zu der Generalstabsveröffentlichung findet B. in der Absicht Boyens, Grolmans und des Chefs des Generalstabs, Generals Krauseneck, 1840, als das preussische Volk nach einem neuen Krieg gegen Frankreich rief, das Werk Gneisenaus und somit die damals schon umstrittene Landwehr durch Neuerweckung des Geistes von 1813 zu verteidigen, so daß auf ihren Befehl und unter ihrer Leitung (par leur ordre et sous leur direction) die kriegsgeschichtliche Abteilung sich der Arbeit unterzog. Wozu der Lärm? Es war doch wirklich nichts natürlicher, als daß nach 25 Jahren die führende preussische Militärzeitschrift der Freiheitskriege und im Lauf zahlreicher Jubiläumsartikel auch der Landwehr gedachte. Für die Erweckung kriegerischen Geistes 1840 dürften die Aufsätze jedenfalls reichlich spät gekommen sein, und wie der 1843 verstorbene Grolman ihre Abfassung geleitet haben soll, ist einigermaßen unklar. 1858 waren alle drei genannten Generäle längst tot (Krauseneck starb 1850). Vielmehr könnte gerade der Umstand, daß die Aufsätze aus der Feder von damals fast durchweg gegen die Schöpfung von 1813 eingenommenen aktiven Offizieren stammen, die Vermutung einer allzu ungünstigen Beurteilung nahe legen.

Seiner Vorlage folgend, beginnt der Vf. dann mit dem „Widerstand der Polen in Schlesien“ (Beih. f. Mai–Juni 1845, S. 397–420). Daß ihm mancherlei Irrtümer unterlaufen – er verlegt das Schlachtfeld von Bausen und Wurschen (nicht Wurtschen) 75 statt 175 km westlich von Breslau, S. 56 läßt er Graudenz 1807 an das Herzogtum (nicht Großherzogtum) Warschau fallen – sei nur nebenbei erwähnt. Er zitiert nun einen Satz aus einem Bericht Gneisenaus v. 9. 7., daß einige oberschlesische Kreise sich nicht vorteilhaft ausgezeichnet hatten, wobei aber die allgemeine Armut und Besitzlosigkeit und die dadurch erklärliche geringe Anhänglichkeit an ihr Vaterland „einige Berücksichtigung verdiente“, woraus Herr B. macht: „C'est la conséquence de etc.“, um sich alsdann auf den Bericht des Fürsten Ferdinand von Anhalt-Köthen-Pless an die Breslauer Regierung v. 17. 5. 1813 zu stützen. Aber dieser bezieht sich nach der Vorlage auf die oberschlesischen Bauern schlechthin und seine Anwendung auf die „polnischen“ Oberschlesier ist Zusatz Bourgeois', der ferner den nächsten Absatz der Darstellung wider besseres Wissen in diesen durch ein „usw.“ und Anführungsstriche beendeten Bericht eingliedert, also eine Bemerkung der Bearbeiter als die eines Augenzeugen frisiert. Die Ausführung, daß „der benachbarte polnische Adel“, also der des Herzogtums Warschau, die Bauern zu ihrer Flucht dorthin ermunterte, wird unter Weglassung des „benachbarten“ wiederholt, also der An-

schein erweckt, als habe es einen polnischen Adel in Oberschlesien gegeben. Als besonderen Glou führt B. weiter Partsch' schlesische Landeskunde ins Treffen und behauptet, das von dem Plesser Landesherrn gezeichnete Bild der polnischen Oberschlesier als Leuten „ohne Moral und deutschen Patriotismus“ – das deutsch ist wieder eigener Zusatz – „ne diffère guère de celui que présentait, en 1911 encore, le géographe Partsch dans usw.“, der die Provinz mit Irland verglich, wenn auch mit der Einschränkung, daß die Erschließung der Kohlenbecken „vers la fin du siècle“ die Lebensbedingungen der Bevölkerung verbessert habe. Wohlweislich vermeidet es der Herr Professor, hier die Seitenzahl seiner Quelle zu vermerken. Wer nämlich S. 28 nachschlägt, findet, daß nicht P. dieses Bild „noch 1911“ entworfen und diesen Vergleich gezogen hat, sondern ihn nur als einen „vor 50, 60 Jahren“, d. h. nicht gegen Ende, sondern um die Mitte des vorigen Jahrhunderts geläufigen erwähnt, „der damals eine gewisse Berechtigung“ hatte, aber sehr kräftig hervorhebt, wie sich seither die Entwicklung beider Länder grundverschieden gestaltet hat.

Mit einer kurzen Erwähnung der in Schlesien veranstalteten förmlichen Menschenjagden, deren Opfer wie Verbrecher zu den Depots geschleift und deren Familien durch die Verinögenskonfiskation ins Elend geworfen wurden, schließt dieser Abschnitt.

Der folgende behandelt die Landwehrorganisation in Westpreußen westlich der Weichsel (Beih. f. d. 3. u. 4. Quartal 1858), von dem der Generalstab behauptet, das Land sei zu jener Zeit „nur erst teilweise der Germanisierung zugänglich gewesen“, was B. verdreht in: „n'avait été que peu germanisée“. Auch sonst stützt er die Dinge nach seinen Tendenzen willkürlich zu, wie folgende Gegenüberstellung zeigt:

Generalstab (S. 87):

In Bezug auf seine Bevölkerung haben wir es also hier mit einem Lande zu tun, das sich wesentlich von den übrigen Teilen des Staates unterschied, weil etwa die Hälfte der Bewohner aus Nichtdeutschen bestand. Mehrere der kleinen Städte und ganze Striche des platten Landes waren ausschließlich von Polen bewohnt. . . . Nicht nur die unteren Schichten der Bevölkerung, sondern auch ein Teil der größeren Grundbesitzer gehörte der polnischen Nationalität an.

Aus der Mitteilung des Vizepräsidenten Würq, daß sich noch kürzlich „mehrere“ Gutsbesitzer durch Einverständnis mit der französischen Garnison in Danzig verdächtig gemacht hatten, wird bei B.: „beaucoup de propriétaires“. Die Behauptung, unter den 20 gewählten Mitgliedern des Kreiskommissionen seien 18 Offiziere und Beamte gewesen, muß auf die Hälfte reduziert werden, die von der Wahl zweier polnischer

Übersetzung (S. 57):

Nous avons là affaire à un pays essentiellement distinct des autres parties de l'Etat prussien, puisque plus de la moitié des habitants étaient non-Allemands. Plusieurs des petites villes et le plat pays étaient exclusivement peuplés de Polonais Et ce n'était pas seulement le bas peuple, mais la majeure partie des grands propriétaires qui étaient de nationalité polonaise dans cette région.

Edelleute im Kreise Stargard ist erfunden, denn sie wurden nur Stellvertreter, und daß Würz sie als „gens à surveiller“ bezeichnet, desgleichen, denn er nennt sie nur des allgemeinen Vertrauens weniger sicher. Wohlgefällig wird der Mißerfolg der Lösung hervorgehoben: „an manchen Orten erschienen nur Greise und Krüppel zur Bestellung“ wird in üblicher Weise verallgemeinert: „Il ne vint que des infirmes et des vieillards“. Seinen westpreuß. Kronzeugen findet B. in dem Königer Friedensrichter Künzel – er macht einen Künzel daraus –, ohne zu bedenken, daß dessen Urteile doch eigentlich nicht den preußischen Militarismus, sondern den kulturellen Tiefstand des Polentums lächerlich machen, wenn er von ganzen Dörfern spricht, die nur Edelleute beherbergten, aber ohne Kultur, unfähig zu lesen und zu schreiben und doch mit den Adelsprivilegien ausgestattet. Ein besonders dankbares Feld der Sensationslust sind natürlich auch hier die Vorkehrungen zur gewaltsamen Einbringung der Fahnenflüchtigen. Aber die ergriffenen Drückeberger polnischer Zunge in den Kreisen Stargard und Konig werden von etwa 500 auf „prés de 100 Polonais“ zusammengestrichen, während andererseits B. von Ramin (später Glatow) behauptet, man habe die Anzahl der Wege zur Grenzüberschreitung findenden Männer auf 1000 geschätzt (S. 61). Der Generalstab aber führt an, daß vorher 350 Mann ausgerissen, 250 zur Linie und 450 zur Landwehr gestellt waren, also dem Kreis schon „1000 Waffenfähige entzogen“ wurden, und es dadurch einigermaßen erklärlich war, wenn man nun nur noch 14 Landwehrpflichtige zu arretieren vermochte. Geradezu Fälschung ist der Passus: Nombres furent partout les plaintes des autorités „sur les désertions qui se comptèrent par centaines, l'état physique des recrues, leurs suicides“ (S. 61), denn damit schließt kein Erzähler den Bericht über die grausamen Razzias, sondern der Generalstab erwähnt nur, daß in zwei Fällen über 100 Mann entliefen, aber von Klagen über Selbstmorde ist kein Wort gesagt (S. 165).

Zum Schluß wird nochmals der Generalstab zitiert (S. 88): „Die Abneigung gegen alles, was sie für ein Germanisieren halten konnten, der Widerwille gegen die Maßregeln der preussischen Regierung und der Haß gegen deren Beamten (!), waren Gefühle, die sich vielfach kund gaben; eben so wenig mit jener Idee und den Bestrebungen zu ihrer Verwirklichung verwebt, wie die lebhaftesten Sympathien für Napoleon, die sich unverholen zeigten.“ Daraus macht B.: „en lien étroit avec le désir d'une Pologne unie et indépendante, avec tous les efforts capables de la réaliser, aussi bien qu'avec les plus vives sympathies pour Napoléon usw.“

Bezeichnend für die B. von polnischer Seite gegebenen Tips ist die Tatsache, daß mit einem kurzen Wort auch der in einigen hinterpommerschen Bezirken entstehenden Hindernisse gedacht wird (S. 62), wobei ein für den Kr. Bütow-Lauenburg gefälltes Urteil des Generalstabs auf die Kreise Stolp und Rummelsburg mitbezogen wird. Gewiß ist das vor uns entrollte Bild kein erfreuliches. Die Art aber, wie es hier zur nationalpolitischen Propaganda ausgeschlachtet wird, fordert schärfsten Widerspruch heraus. Wir haben an zahlreichen Beispielen gesehen, daß B. seine Quellen in völlig unzulässiger Weise färbt. Sodann unterläßt er jede kritische Einschätzung. Er mo-

quiert sich darüber, daß der Fürst von Anhalt-Röthen als oberschlesischer Magnat den Tiefstand des dortigen Volkes auf die Sprengung der früher den Bauern an seinen Herrn bindenden Verpflichtungen zurückführt, und behauptet deshalb, die verelendete Landbevölkerung habe ihre Blicke auf ihre Rassen- und Glaubensgenossen, die unter dem Einfluß der französischen Gedanken und Sitten sich zu humaneren Bestrebungen bekehrenden polnischen Edelleute gewandt;¹ es kommt ihm aber nicht der Gedanke, daß der Bericht eines solchen Mannes, der vor allem die preußische Reformgesetzgebung in schlechtes Licht rücken will, doch nur sehr untergeordneten Wert haben kann. Weiter redet B. stets von Polen, während es sich in Westpreußen und Hinterpommern um Kaschuben handelt, die gewiß nicht nach Warschau neigten, und deren Existenz nicht durch einige ironisierende Bemerkungen (S. 56) aus der Welt geschafft werden kann. Ebenso wenig wird berücksichtigt, daß die Generallstäbler über die Sachlage nur mangelhaft unterrichtet sein konnten und ihre Gleichsetzung von Katholiken und Polen für Westpreußen in keiner Weise zutrifft; bei der 1. Nationalitätenzählung 1858 gab es dort etwa 186 000 deutsche gegenüber etwa 340 000 polnischen Katholiken. Auch denke man nur an die rein deutsch-katholische Koschneiderei. Völlig unzutreffend ist sodann die Behauptung von einem Überwiegen der Polen und ihrer Sprache im Kreis Glatow (S. 78); schon das Glaubensbekenntnis erweist 1811 das Gegenteil. Obendrein war das Gebiet mit 12 621 Evang., 9 623 Kath. und 2 228 Juden im Jahre 1818 durchaus deutsch gesinnt, so daß die geplante Angliederung an die mit nationalen Sonderrechten ausgestattete Provinz Posen durch den einmütigen Widerstand der Einwohner nach 1815 vereitelt wurde.² Die Abneigung gegen die Landwehr beruhte also vielfach gar nicht auf völkischen Motiven, sondern hatte auch deutsche Kreise ergriffen (Beispiele Beih. 1845 S. 403).³ Man muß eben in Betracht ziehen, daß die Berichte fast durchweg von Stellen ausgehen, die vor der Unmöglichkeit standen, in den ausgepreßten Provinzen die ungeheuren Anforderungen des Landwehredikts zu erfüllen und darum die Schuld auf lokale Umstände abzuschieben bemüht waren, wobei der angeblich polnische Charakter der Bewohner am bequemsten lag.

Diese Erwägung führt dazu, einen weiteren Grundmangel der B.'schen Betrachtungsweise zu unterstreichen: er pickt aus seinem Stoff alle ungünstigen Nachrichten geflissentlich heraus, unterläßt es aber gänzlich, die darin angeführten Entschuldigungsgründe und die gegenüberstehenden aner kennenden Zeugnisse zu erwähnen. Immer und immer wieder betont aber der Generalstab die völlige Erschöpfung des durch 71jährige Franzosenherrschaft ausgesogenen Landes und die grenzenlose Verarmung der unglücklichen Bewohner, die in ihnen keine anderen Empfindungen als die der Sorge um des

¹ Vgl. als Illustration hierzu meinen Aufsatz in Jahrbücher für Kultur und Geschichte der Slaven 1934, der dartut, wie verzweifelt sich gerade der polnische Adel in Posen gegen die preußische Bauernreform gewehrt hat.

² Vgl. Laubert: Studien zur Geschichte der Provinz Posen. II. Posen 1927. 40 ff.

³ Bekanntlich hat die physisch wenig leistungsfähige Landwehr der schlesischen Weberkreise später vielfach gleichfalls versagt.

Lebens krglichste Nothdurft aufkommen ließ, wobei noch das ungewisse Los ihrer Angehörigen hemmend wirkte. Gerade die westpreussischen Kreise waren zudem zahlenmäßig überlastet und entbehrten des Rückhalts der aktiven Truppen. Mehrfach wird der Ausstreuung sinnloser Gerüchte zur Irreführung der Leute gedacht (Beih. 1845, S. 403, Beih. 1858, S. 166). Alles das egzistiert für unseren Historiker nicht, der es insbesondere ängstlich vermeidet, irgend ein Lob der mit angeblich polnischer Bevölkerung durchsetzten Kreise zur Kenntniss seiner Leser zu bringen (z. B. Beih. 1845, S. 405, Kr. Dppeln und Namslau).

Die Leistungen und die mit unerhörten Blutopfern besiegelte Treue der schlesischen Landwehr sind den Lesern dieser Zeitschrift bekannt, doch auch die westpreussischen Bataillone haben über alles Erwarten hinaus sich bewährt. Der Generalstab schließt seine Darlegungen mit der Zusammenfassung: „5 Monate nach dem Erscheinen des fgl. Aufrufs zur Bildung der Landwehr, am 17. 8. 1813, sehen wir eine geordnete, gut bewaffnete und einigermaßen erzertierte Division von 8 Bataillonen und 7 Eskadrons, die an der Weichsel formiert sind, von der Oder ausbrechen, zum Angriff des Feindes gegen die Elbe vorrücken, und bald darauf, sowohl im freien Felde, als vor den Wllen von Torgau und Magdeburg gute und nützliche Dienste leisten“ (Beih. 1858, S. 181). Graf Lanzenzien aber meldete dem König aus Luckau am 9. 9. 1813: „Mit Vergnügen kann ich Ew. Maj. pflichtmäßig berichten, daß die westpreussische Landwehr sich gegen mein Erwarten recht brav schlägt, und auch nicht mehr desertiert; es ist nur sehr zu bedauern, daß der ausrckende Stand so schwach gewesen ist.“ — Dieses Urtheil hätte eine nicht gut preussisch gesinnte Truppe sich nie erworben; es beweist, daß nur des Tages Glend daheim und fremde Verführung den guten patriotischen Sinn der Rabuschen und auch der breiten Menge des polnisch redenden Volkes in Westpreußen vorübergehend hatte verdunkeln, aber nicht ersticken können. Einen fernerer Beleg hierfür darf man auch darin erblicken, daß B. selbst gläubig Wrg's Urtheil übernimmt (S. 57): „Auf dem rechten Weichselufer wetteifert die Bevölkerung an Eifer mit derjenigen der ältesten Provinzen.“ Auch hier sind aber doch 1919 weite Gebiete abstimmungslos an Polen gefallen, was mit der Tendenz des Herrn Professors nicht recht übereinstimmen dürfte, wenn er nicht vorsorglich die Versicherung seinem Aussag vorangestellt hätte, eine „ausschließlich historische Studie“ zu liefern, nicht aber ein politisches Problem zu erörtern. — Sapienti sat.

Endlich aber läßt die ganze Beweisführung die wichtige Tatsache außer acht, daß es sehr gewagt erscheint, aus einer Abneigung gegen den Militärdienst bndige Schlüsse auf eine staatsfeindliche Gesinnung des betreffenden Volksteils aus nationalen Beweggründen zu ziehen. Ein militärisches Versagen gewisser Elemente hat es zu allen Zeiten und allerwärts gegeben, wenn das Vaterland rief. Man könnte Herrn B. in dieser Hinsicht mit recht peinlichen Erinnerungen aufwarten, z. B. den französischen Meutereien 1917 oder der italienischen Massendefection während des ganzen Weltkrieges.

Doch um näher liegende Beispiele zu erwähnen, sei auf die schwere Enttäuschung hingewiesen, die General v. Dabrowski 1794 in dem von Truppen entblößten Westpreußen erlitt, als statt des erhofften allgemeinen Freiwilligenzugs in dem erst seit gut zwei Jahrzehnten von Polen getrennten Lande bloß einige verkrachte polnische Edelleute mit ihrem Gesinde, im ganzen rund 300 Köpfe, seinen Fahnen folgten, so daß er beim Herannahen preussischer Verstärkungen schleunigst das Weite suchen mußte.⁴ — Liegt hierin nicht ein viel beweiskräftigerer Beleg für die nicht polenfreundliche Gesinnung der breiten Volksmenge als in den Vorgängen von 1813 für das Gegenteil? Für die Stimmung der Oberschlesier bildet doch wohl der Umstand, daß bei allen polnischen Aufständen 1806, 1830/1, 1846, 1848 und 1863 nicht ein einziger freiwillig über die Grenze geeilt ist, um seinen angeblichen Landsleuten mit dem Waffen zu helfen, einen sichereren Maßstab als ihr Verhalten bei Aufstellung der Landwehr.⁵ Bei dem Warschauer Novemberaufstand 1830/1 aber desertierten schon Mitte Januar 12 Nationalgardisten mit Waffen und Pferden nach Posen und Ende Februar waren bereits 994 Flüchtlinge in den preussischen Ostprovinzen gemeldet, die der Aushebung entgehen wollten (Immediatber. d. Innenministers Erhbn. v. Brenn 4. 3.). Oberpräsident v. Merckel mußte für Schlesien Maßnahmen treffen, um die Leute im Innern unterzubringen. Im Kreise Hohensalza wurden die Flüchtlinge bei der durch die Landwehreinziehung entstandenen Knappheit an Arbeitskräften massenhaft seitens der Gutsbesitzer von der Grenze weg engagiert und verborgen gehalten, wie ähnlich im Süden der Provinz Posen, so daß die genauen Zahlen sich nie ermitteln ließen. Juden und deutsche Tuchmacher und Bauern hatten den Anfang gemacht, aber bald folgten polnische Landleute in großer Menge, so daß die Regierung schließlich hinsichtlich ihrer anfänglich verbotenen Belassung innerhalb einer Zehnmeilenzone beide Augen zudrückte, weil sich herausstellte, daß die Fahnenflüchtigen außerhalb dieses Grenzstreifens aus sprachlichen Gründen keine Erwerbsmöglichkeit fanden und aus öffentlichen Mitteln erhalten werden mußten, politisch hingegen völlig unschädlich waren. Anfang März trafen täglich 30 Mann durchschnittlich allein in der Stadt Posen ein, und der Zustrom versickerte erst, als die Aushebungen restlos durchgeführt waren. Diese Erscheinung blieb aber keineswegs auf das niedere Volk beschränkt, sondern auch polnische Edelleute brachten vielfach ihre Frauen in Sicherheit und selbst zahlreiche Männer der oberen Schichten suchten in Preußen Zuflucht (die Senatoren Graf Ossoliński und Graf Mostowski, Graf Joh. Lubieński, Gutsbesitzer v. Trembicki, alle mit Gattinnen oder Familie, Obertribunalsrat Jos. v. Faleński, Staatsrat v. Morawski, Prof. Zimserling usw.). Trotzdem wird Bourgeois wohl den Patriotismus des Polentums in der damaligen Krisis nicht bezweifeln wollen. *Iliacos intra muros peccatur et extra!*

⁴ Vgl. H. Hübner: Westpreußen im polnischen Aufstand 1794. *Altpreussische Forschungen* 1926.

⁵ Lattermann: Oberschlesien und die polnischen Aufstände im 19. Jahrhundert. *Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens*. 1930.

Feister und Preßlich

Studiendirektor i. R. Dr. Wahner, Breslau

Unter den vielerlei Flurbezeichnungen meiner alten Heimat Lashwiz im fruchtbaren Hügellereich des Grottkauer Oberkreises begegnen zwei seltsame Namen, deren Deutung und Herkunft nicht leicht zu erschließen ist: der „Feister“ und der „Preßlich“ oder „Preßlichberg“.

Ersterer ist ein mit gemischtem Laubholz bestandenes Wäldchen nebst Wiese rechts an der Straße von Lashwiz nach Ellgut. Diese durchzieht bis zu dem an der Weichbildgrenze gelegenen „Reimaberge“ zwei vor dem Ausbau zur Chaussee merklichere Niederungen, deren eine von Börnel- und Drainageabflüssen feucht gehalten wird. In ihr erhebt sich das „Feister“ genannte Gehölz, während auf der anderen Straßenseite das Gelände weiter absinkt und die Abwässerung der beiderseitigen Ackerflächen in dem von Erlen eingerahmten „Schwarzgraben“ sammelt, der von diesen wie von der Schwärze des moorigen Bodens seinen Namen trägt.

Woher nun die merkwürdige Bezeichnung „Feister“? Hängt sie mit lat. *fagus* = Buche zusammen (Feister = Buchenhain aus *fagistrum* (*fagister*) wie Meister aus *magister*)? Aber die Wortbildung *fagistrum* (*fagister*) ist auch im Spät- und mittelalterlichen Mönchslatein nicht belegt. Wie sollte auch ein lateinisches Wort der Aleriker- und allenfalls der Rechtsprache auf ein nie in geistlichem, sondern im Laienbesitz gewesenes Grundstück übertragen worden, wie zum allgemeinen Volksausdruck geworden sein?

Oder kommen durch Volksetymologie herbeigeführte Entstellungen in Betracht? Bei Annahme einer solchen könnte Feister = Heister sein, der west- und süddeutschen Bezeichnung für Hainbuche (vgl. Heisterbach). Daß dieses Wort von den bäuerlichen Siedlern des Gaues aus ihrer fränkischen Heimat mitgebracht und im Laufe der Jahrhunderte abgewandelt worden sei, etwa durch das jüngere Präfixver, ist schon möglich, müßte aber durch einen Nachweis seines damaligen Gebrauchs im Stammlande erhärtet werden. Und die bloße Verschandlung des Wortes (H in F) ist weder erwiesen, noch wäre sie bestimmend für den gleichen Lautwandel im Volksmunde.

Eine andere Möglichkeit volksetymologischer Entstellung führt über Feisker zu Fenster, der gerade in meinem Heimatgau üblichen Bezeichnung der märchenhaften „Fenichsmannla“, der Heinzelmännchen. Von deren Verbannung und Überfahrt „übersch Reißwosser“ durch den dafür mit goldenen Blättern reichbelohnten Ellguter Fischer und Fährmann wußte mein Pfllegevater gar viel zu erzählen, wenn er in eigener Person bei jenem vor Weihnachten die Fische (Weißfische zum Backen) für den Christabend geholt hatte.

Wahrscheinlicher aber ist der rätselhafte Name „Feister“ hergenommen von dem alten guten Eigenschaftswort feist = fett, fruchtbar, üppig, das nicht nur von Mensch und Tier, Speise und Trank, sondern auch von Land, Erde, Weide, Gewächs gebraucht wird (vgl. Grimm, Deutsches Wörterbuch III, 1467–1470). Begründeterweise konnte

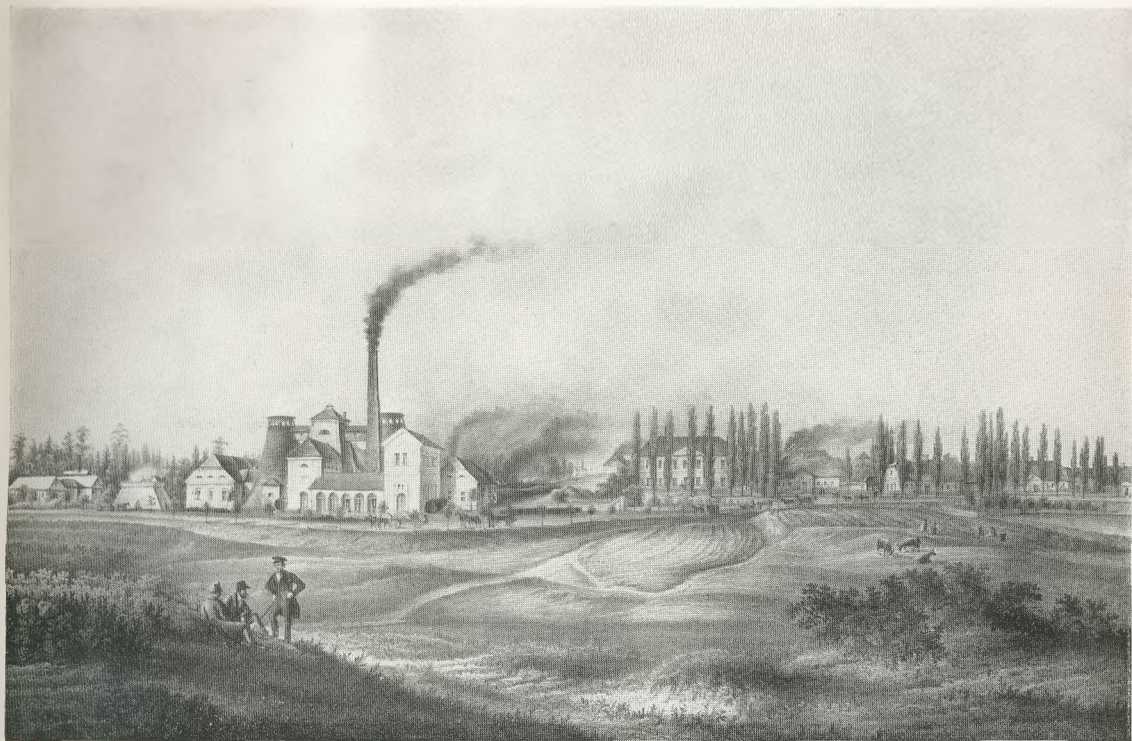
der dichte Laubbusch in dem feuchten Grunde feist genannt werden gegenüber dem lückenhaften, trockenen Föhrenwald der benachbarten Sandhügel am Südrand der Laßwiger Feldmark, dem „Ellgutpusche“. Die Form „Feister“ mit voller Maskulinendung erklärt sich durch die Substantivierung unter Weglassung von „Wald“ wie als synkopierte Weiterbildung aus ahd. teizister.

Ein Rest der aus dem Wodanmythus entsprungenen Volks Sage vom wilden oder Nachtsjäger wird es sein, wenn zur Nachtzeit und bei Sturmgebräus dort vorübergehende Wanderer ein graues oder feuriges Pferd ohne Kopf, das „Feisterfülla“ gesehen haben wollten. Die Annahme von Feuererscheinungen hing natürlich mit dem tatsächlichen Vorkommen von Irrlichtern in dem feuchten Wiesenrunde zusammen, gerade so wie die der wilden Jagd überhaupt mit den vom Sturmwind und Geheul gejagten Wolkengebilden. Von des „Feisterfüllas“ schauriger Erscheinung erzählte man nicht nur in unserm Dorfe an Spätherbst- und Winterabenden beim Spinnen, Federnschleifen und „Erbisa- oder Bunnausklauba“ (Erbisen- oder Bohnauslesen), sondern auch in Nachbarorten, z. B. in dem weiter rückwärts gelegenen Lindenau, war die Sage alten Leuten bekannt, wie Dr. Radig von dort im Juniheft 1934 (Dittmachauheft) dieser Monatschrift unter der Überschrift „Unnmes Gemare zum Brutiker Aberkreese“ S. 48 berichtete. Wars ein Wunder, daß mich wie andere, wenn ich als Knabe „am Feister“ vorbeimustete auf dem Wege zum Ellguter Sattler, stets ein Gruseln überfiel und die Beine in den Nacken nehmen hieß? Und nun der „Preßlichberg“ am andern Ende des gabelförmig auslaufenden Niederdorfes!

Dort fiel und fällt hinter dem früheren Gutshofe meiner Pflegeeltern ein aus Lehm und Lette bestehender hoher Ackerfleck an seiner Südseite nach der sich auf Johnsdorf zu senkenden Straße ab und bildet ein ziemlich steiles Gehänge, das den obigen sonderbaren Namen trägt. Kein Dorfbewohner wußte diesen in meiner Jugend zu deuten oder eines jener Märlein zu erzählen, die sonst dugendweise zur Erklärung von Ortsbezeichnungen im Volke erfunden werden.

Nach einem früheren Besitzer war er nachweislich nicht auf den Abhang übergegangen, war doch mein Großoheim, der alte Heßel, erster Eigentümer des am Dorfanger zu Acker- und Grasnutzung erworbenen Geländes. Rührte da der Name etwa von einer Beschaffenheit der Böschung selbst her? Geht es an, das Wort „Preßlichberg“ = „preßhafter Berg“ zu setzen und es von pressen oder von bresthaft, d. i. mit einem Gebresten (Gebrechen) behaftet, abzuleiten? Nun, gepreßt und bresthaft war und ist der Hang noch heute, denn sein der Mittagsonne und dem Südwind ausgesetzte Lette- wand erhält bei Trockenheit tiefe Risse, durch die nachfolgender Regen ungehindert eindringt und die obere rascher durchtränkte und daher schwerere Kruste von der noch festen Erdschicht darunter loslöst und ins Rutschen bringt, die Lehne zum „laufenden Berg“ macht.

Aber diese so einfach und plausibel klingende Begründung, die ich einst in der Monats-



Hohenlohe-Hütte in Oberschlesien,
handcolorierte Lithographie von Ernst Wilhelm Knippel um 1850/55



Königshütte in Oberschlesien,
handcolorierte Lithographie von Ernst Wilhelm Knippel um 1865

schrift „Oberschlesien“ 11. Jahrg. 11. Heft (Februar 1913) vertrat, erscheint nicht verlässlich bei einer Ortschaft, deren eigener Name Laßwitz = Walddorf slawischen Ursprungs ist, wie die meisten Orts- und Personennamen in Schlesien, soweit sie nicht, und dann selten erkennbar, aus der nieder- und mitteldeutschen Einwanderung herrühren. (Vgl. Weinhold, die Herkunft und die Verbreitung der Deutschen in Schlesien).

Weit eher kommt „Preßlich“ vom slawischen brzosa = Birke, womit wegen der großen Verbreitung dieses Baumes im ehemals von Wenden und Polen überfluteten Ostdeutschland zahllose Ortsnamen gebildet waren, wie Brzesniß bei Lubowitz, Kreis Ratibor, Brzenskowitz u. dergl.), aber auch Personennamen wie Brzoska = Birken u. a. Der Umlaut des Stammvokals o in e erklärt sich dort als gleichzeitige Angleichung des Tones an die dünneren Vokale der darauf folgenden Bildungssilben.

Richtiger wird demnach der Name zu schreiben und zu deuten sein: Brzeslich (Birkberg). Offenbar war einst die Lehne und der ganze Hügel dahinter mit Birken bewachsen, dem für Haus- und Feldgeräte so verwendbaren und vom Stelmacher verwendeten Laubholze, das noch heute einen Hauptbestandteil des schlesischen Bauernbusches ausmacht, vor allem im welligen Vorlande des Gebirges.

Trotz der Ableitung des Namens „Preßlich“ aus dem Slawischen verliert dieser schlichte Hintergrund meines Kinderparadieses nichts von der geschichtlichen, der nationalen Bedeutung, die ich ihm a. a. D. zugeschrieben habe. Jene über hundert Jahr alte Orts-tradition aus dem Munde meines Großvaters ließ es unzweifelhaft, daß auch am Preßlich der Freiheitssturm von Preußens eiserner Zeit gebrandet, daß an ihm ein Trupp flüchtiger Franzosen von Napoleons großer Armee im Winter 1812/13 vorübergekommen und im Schutz des sonnigen Hanges gerastet habe. Der dabei von ihrem Feldgeistlichen zu ermutigender Ansprache von der nordumstürzten Höhe herab untergelegte Kanzelspruch: „Wie scheen is's, wenns warm is und einen nich freist!“ verriet ebenso die klägliche Verfassung der Halberfrornen, wie die fast an einen schlechten Witz gemahnende Umsetzung des französischen Predigtwortes ins Urschläfische die schadenfrohe Genugtuung unserer Dörfler über die Niederlage der wälschen Bedrücker. Der bitteren Ironie der Schilderung feindlichen Glends hatte sich gesellt das auf-flackernde Bewußtsein geretteter eigener Volkheit.

Davon war in der bereitwilligen Übernahme des aus dem spanischen Erbfolgekriege stammenden Marlborough-Liebes, das durch französische Soldaten nach Schlesien gebracht wurde und auch in unserem Dorfe, vielleicht zuerst am Fuß des Preßlich gesungen, bekannt geblieben ist, noch nichts zu spüren. Damals überwog noch durchaus die internationale Söldnerkameradschaft das völkische Rasseempfinden freiwilliger Vaterlandsverteidiger. Nur daß hier der fremdländische Heldennamen Marlborough zum heimischen, wenn auch unverstandenen „Bruck“ verstümmelt ward:

Der Bruck, der zog zum Kriege,
Vidibum ja ja, juchheirassa!

Röhlerlied

Schon klingt uns durch den nächtlichen Raum
Der Sterne gold'ne Kette:
Es rührt sich der Meiler und zuckt im Traum
In seinem glühenden Bette.

Wir haben ihn stumm, andächtig entfacht,
Dem stetigen Feuer verschworen;
Nun halten wir am Hügel Wacht,
Im Abgrund der Wälder verloren.

Es raucht der Rasen, es fühlt der Bach
Und tanzt auf silbernem Hufe;
Die Nebel steigen wie Geister wach
Zu des Gipfel granitner Stufe.

Dort oben thront der dunkle Gott
Bei Wolken und bei Winden;
Und manchmal läßt er wie zum Spott
Herzen und Augen erblinden;

Dann lüsch der Meiler, der Werwolf schleicht
Wir rücken näher zusammen
Und atmen kaum: das Grauen weicht,
Wir zünden wieder die Flammen.

Geduldig dienen wir so dem Licht,
Der heimlichen, nährenden Seele;
Wohl wächst das Moos in unserm Gesicht
Und Schwamm in unserer Kehle;

Doch ohne Klage werden wir alt,
Häufen die Jahre zum Fuder;
Neben uns hockt eine Schattengestalt,
Der Tod, der hölzerne Bruder;

Der lächelt koboldisch; wir laden ihn ein,
Daß er uns Morsche hole,
Und aufgeschichtet unser Gebein
Zerbrenne zu glühender Kohle.

Friedrich Demé

Der weiße Vogel

Lyrrik im Alltag

Von Luise Meinetz-Grull

Ich weiß es noch, wie wenn es gestern gewesen wäre: Wir holten ein altes Vogelbauer vom Boden; es mußte gründlich gereinigt werden und bekam Sand – „Vogelsand“ stand auf der Tüte –, der war grobkörnig und grau und mit sonderbaren, weißen Schüppchen untermischt. Er roch irgendwie nach Apotheke, nach Anis oder Fenchel.

Dann kam ein stämmiger kleiner Kerl in der Uniform des Arbeitsdienstes; er brachte eine grobe Tüte mit, aus starkem Papier und zog einen derben Lederhandschuh an, ehe er hineinlangte. „Die Biester beißen verflucht“, meinte er, als er mit festem Griff ein ängstlich flatterndes Vögelchen, dann ein zweites in das Bauer setzte. Mit einer Miene huldvoller Beglückung fragte er: „Gefallen sie Ihnen?“ und wies nach dem Pärchen, das eng aneinander gedrückt auf der Stange hockte. Wir dankten dem strahlenden Geber, der mit diesem lebendigen Geschenk seine Dankbarkeit einem früheren Lehrer gegenüber ausdrücken wollte, und nachdem noch einige Fragen gestellt und beantwortet waren, Futter und Pflege anlangend, gingen die andern hinaus und ich konnte die Tiere, die fortan meiner Hut vertraut sein sollten, betrachten.

Grün und golden leuchtete das Gefieder des einen Vogels, mit seiner schwarzer Zeichnung durchsetzt; der andere aber – nie sah ich solche Farben – war fast weiß. „Schnee im Schatten“ fiel mir ein; so schimmern die verschneiten Hänge winterlichen Gebirges, wenn sie an hellen Tagen im Waldschatten liegen, zart grauweiß, bis zu klarem Himmelsblau sich verdunkelnd. Die Federchen, die kranzförmig das schöne, kluge Auge umgaben, waren reinweiß; um so dunkler erschien sein samtnes Schwarz und bar jeder Schärfe. Noch mußte ich eines fragen: „Welches ist das Männchen?“ „Der Weiße“ gab der junge Freund Antwort, und „wie heißen sie?“ bat ich weiter. „Sie haben keinen Namen.“ Unfaßlich erschien es mir: konnte man solche köstlichen kleinen Wesen besitzen und pflegen, ohne jemals sie zu rufen mit einem Wort, das sie allein nannte, das Lockung war und Liebkosung zugleich?

Als ich wieder an ihrem Bauer stand, sann ich nach, wie ich sie nennen wollte – schnell kam das Wort für den Grünen, der schlank und zierlich war und in der Sonne leuchtete wie das erste Grün im März: „Rapunzel, Sonnenwirbele!“ Mit hellem Ruf antwortete er bald auf Pfiff und Anruf – oh, das kleine Vogelweibchen fand sich flink in einer Welt zurecht, die, ihm eben noch fremd, nun sein Eigen wurde. Für den Weißen wollte lange kein Name sich einstellen. Er war ganz anders: ruhig, wenn Rapunzel lebhaft war, still, wenn es schrie und pfiff und zankte, wie nur je ein weibliches Wesen mit scharfen Augen und geschwindem Schnabel. Ohne weiteres rückte er am Futternapf auf die Seite; ein weicher, holder, fragender Flönton kam als Antwort

auf das erregte Gezänk seiner Kleinen Frau. Ganz unbeschreiblich kühl und vornehm saß er auf seiner Stange. —

„Schnee, kleiner Schnee“, dachte ich, „trägst Du ein Krönlein unsichtbar auf Deinem Köpfchen? Bist Du ein Märchenkind, eines Königs verzanberter Sohn? In welchem fremden, heißen Land schaukeln sich Deine Geschwister auf blühenden Schlingpflanzen zwischen Urwaldbäumen? Brachten Indiens braune Gaukler Dich oder Deine Eltern auf das Schiff, das nach Europa fuhr? Ging Dich eines Negers schwarze Hand oder kommst Du aus den weiten Wäldern des Amazonasstromes, der so breit ist, daß man das andere Ufer nicht sieht und so voll Wunder und Fülle und Tod? Könntest Du reden, kleiner Schnee, könntest Du erzählen!“

Und auf einmal ward mir bewußt, daß ich ihn rief, ihn nannte: „Schnee“!

Sehr sonderbar war, daß der Name, der nördlichen Geschöpfen doch zumeist vertraut ist, für den kleinen Fremdling sich fand: doch schien eine geheimnisvolle Bindung dazu sein; nichts wehrte sich dagegen. So rief ich ihn Schnee; bald nannten alle andern ihn so und viele Menschen bewunderten ihn sehr. Ich aber liebte ihn. War er mir doch mehr als ein lebenswürdiges Spielzeug: ein Gedanke jener Schöpfernacht, die Welten schafft und Ozeane, ferne Palmenwälder, Koralleninseln, feuerspeiende Berge, Gletscher auf hohen Bergen und Ebenen ewigen Eises. Er kam wie ein Gruß daher, um Licht und Glanz und Farbe fremder Länder in unser schlichtes Leben zu bringen an seinem kleinen Teil. Nie dachte man solches bei seiner kleinen grünen Frau. Sie war köstlicher, froher, lebendiger Alltag, voll Nähe und lustig bekannten Gehabens. Sie hörte man stets, und doch war sie, wenn wir ihr Wohnhaus säuberten, ängstlich und leicht verschucht und suchte Zuflucht im Nistkasten, der sie unsern Blicken entzog und uns den ihren. Schnee war tapfer. Wohl klopfte sein kleines Herz sichtbar und gern rückte er in die fernste Ecke des großen Bauers, doch nie verbarg er sich, und sein zutraulich zärtliches tüüüü? lockte Rapunzel bald wieder aus ihrem Versteck.

Nun ist Schnee tot. Heut morgen fanden wir ihn, neben dem Futternapfchen, auf dem Rücken. Erloschen sind die klaren Augen — nie wieder klingt sein weicher Ruf. Die Kinder haben ihn traurig in ein Kästchen gebettet und aus den ersten Schneeglöckchen ein Kränzchen darauf getan.

Leb wohl, kleiner Schnee, holder, zarter Schöpfungsbote, Du märchenhaftes Vogelgeheimnis, und hab Dank! Hab Dank für Deine Schönheit, Dein zärtliches Zwitschern, den Schein und Glanz einer fernten in unserer Welt!

Jedes Jahr, wenn zuerst die weißen Flocken fallen, werden wir die Erinnerung an Dich laut werden lassen: „Wißt Ihr noch, wie Schnee bei uns war — — —?“

Kein Hüfung

Von Julius Gritsche, Beuthen OS

Man sagt, daß die Kultur der Wohlhabenheit Schwester sei. Es gibt aber auch entartete Geschwister. Wohlhabenheit erzeugt oft den Philister und Reichtum, der nicht durch Arbeit erworben wurde, den Nichts-als-Aestheten. Aber dies lehrte uns schon Schiller: daß ohne die Heimat der Wohnung und ohne das sichere Stück Brot keine Kultur möglich ist.

Die Heimat der Wohnung! Vor der Heimat steht das Vaterland, und die Sicherheit des Vaterlandes ist der gesicherten Heimat und Hausung erste Vor- und Grundbedingung. Wer erfuhr das in eindringlicherer Lehre, als unser Oberschlesien, das einen zweiten Siebenjährigen Krieg, den Krieg der Waffen und der Wirren, noch gar nicht lange hinter sich hat. Oberschlesien weiß darum zu allerbest, was für Deutschland, und damit besonders für das Grenzland, vor allem anderen vordringlich ist. Und es weiß sich, wo es not tut, seit alters her zu bescheiden.

Aber „die Hüfung“ bleibt das A und O der menschlichen Kultur, und jede feste und sichere Wohnung in Oberschlesien ist ein Grenzfort mehr in der großen Festung Deutsches Reich. In der Grenzmark Oberschlesien heißt es nicht: „Mein Haus ist meine Burg“, sondern ein jeder Wohnplatz ist des Reiches Festung. Für solche Festungen nun fehlen im ober-schlesischen Industriegebiet, obwohl hier jede dritte aller Wohnungen eine Neubauwohnung ist, innerhalb der drei großen Städte Beuthen, Gleiwitz und Hindenburg 31 000 Wohnungen, um die Wohnungsnot auch nur bis zu dem Stande der am ungünstigsten gestellten Rhein-Ruhr-Stadt Buer aufzulockern, und ebenso fehlen in den fünf Industriegemeinden des Landkreises Beuthen-Larnowitz 13 000 Wohnräume, wenn selbst nur die Wohndichte-Verhältnisse der am schlechtesten mit Wohnungen bedachten Stadt vergleichbarer Größe in Westdeutschland, Schönebeck, erreicht werden soll.

Warum das so ist in Oberschlesien, liegt auf der Hand: amerikanischer Zuwachs der Bevölkerung vor dem Kriege, womit der Wohnungsbau niemals völlig Schritt hielt, sieben Jahre Krieg und Wirren, während welcher Zeit überhaupt nicht gebaut wurde, stärkste natürliche Bevölkerungsvermehrung und ein Flüchtlingszustrom, der noch jetzt 5000 Köpfe im Jahre umfaßt, während zugleich ebenso viele Hausstände durch Heirat neu gegründet werden, und dann die soziologischen Bedingungen der Kapitalarmut und geringen Einkommen. Vor dem Kriege baute die Industrie (bis 1912) für fast 145 Millionen RM. 45 000 Wohnungen und brachte 19 000 Ledige in Schlafhäusern unter, während weitere 40 000 bei ihren in der Industrie tätigen Vätern wohnten, so daß von 184 000 männlichen Arbeitern 100 000 unmittelbar oder mittelbar „bei der Industrie“ wohnten. Nach dem „Siebenjährigen Kriege“ entfalteten im wesentlichen die Gemeinden eine so starke Wohnungsbautätigkeit, daß nahezu ein volles Drittel der im Industriebezirk überhaupt vorhandenen Wohnungen Neubauwohnungen sind.

Aber dem Wohnungsbedürfnis konnte hierdurch bei weitem nicht entsprochen werden. Nahezu die Hälfte der Menschen wohnt in überfüllten Wohnungen (gegen 9 v. H. im Reich) und die Zahl der Elendswohnungen ist immer noch überaus groß. Aberdies sind die Neubauwohnungen für den Industriearbeiter weitaus zu teuer. Kosteten die älteren Werkwohnungen vor dem Kriege im Durchschnitt jährlich 100 RM., die allerältesten sogar nur halb so viel oder noch weniger, die in privaten Wohnhäusern von 9-11 Mk. monatlich in den nicht städtischen Gegenden und von 13-16 und 18 RM. in den Städten, deren „nobelste“ Rattowitz war, so erfordert die Neubauwohnungsmiete heute für eine etwa 52 qm große Zweizimmer-Wohnung mit Küche und Bad 450-500 RM., während der Barverdienst eines erwachsenen Untertagearbeiters wenig über 1500 RM. und der Schleppler 1375 RM. jährlich beträgt. Es liegt auf der Hand, daß solche Mieten für die Dauer nicht geleistet werden können, wenn nicht andere wichtige Belange Not leiden sollen. Darum ist es auch gar nicht selten, daß unter den traurigsten Wohnungsverhältnissen hausende Leute keinesfalls in eine solche Wohnung „aufsteigen“ wollen. Vor dem Kriege waren die allerbegehrtesten „Wohnungen“ in Oberschlesien die ältesten, von der Industrie mit

geringsten Kosten erbauten Wohngelegenheiten, die 6,3 oder gar nur 2.- RM. Wohnungsmiete kosteten.

Diese Wohnungen waren nicht etwa die allerschlechtesten. Sie hatte vielmehr das Privatkapital hingestellt, um, ohne jede weitere Aufwendung für Wiederherstellungskosten, eine gar nicht einmal schlechte Rente aus ihnen zu ziehen. Wir sehen sie heute noch in den häßlichen Kästen aus Hintermauerungsziegeln, in Kellern und Höfen, auf Böden und in den unglaublichsten Winkeln. Diese Wohnungen sind wahrhaftig keine Gestungen der deutschen Kultur im Grenzland, zumal gerade sie zu den am meisten überfüllten in den drei großen Städten zählen. Wohnhöhlen und nicht „Häufung“, elende Zufluchtslöcher und keine „Bleibe“, wie der Schlesier das Heim so schön nennt, ist sie zu beseitigen eine der vordringlichsten Aufgaben, die mit der Milderung des Wohnungsmangels parallel in Angriff genommen werden muß. Über die Bedingungen der Wohnungsnot und des Wohnungselends, wie über die Mittel zu ihrer Beseitigung hat der Vor-sitzende der K. J. G., Oberbürgermeister Schmieding / Beuthen OS, auf einer Rundgebung „Wohnung und Heimstätte im Grenzland Schlesien“ ausführlich berichtet. Die notwendigen Maßnahmen sind auf dem Wege. Sie heißen in Oberschlesien vor allem Zusammenballung der Kräfte von Gemeinden und Industrie (die früher immer gegeneinander standen) und im weiteren Wohnbau, Ausiedlung usw. mit Hilfe des Reichs.

Der stellv. Gauleiter Pg. Bracht faßte die zu lösende Aufgabe in dem Satz zusammen, daß in dem kerndeutschen Grenzlande Oberschlesien auch auf dem Gebiete des Wohnungsbaus endlich deutsche Zustände geschaffen werden müssen. Oberregierungsrat Werner-Meyer, der das Reichsarbeitsministerium vertrat, sagte Reichsmittel im Rahmen alles Möglichen, insbesondere auch für die Wohnungs-sanierung, zu. So darf wohl erwartet werden, daß der Schrei „Kein Häufung“ im oberschlesischen Grenzgebiet recht bald verstummen und es hier in absehbarer Zeit weder Wohnungsnot noch Wohnungselend geben wird.

Oberschlesiens ältester Erbhofbauer

Von E. Guthenhopf

Im Neißer Landte tobte sich der dreißigjährige Krieg besonders heftig aus. Nach der Schlacht am weißen Berge bei Prag 1620 fiel der protestantische Markgraf von Jägerndorf, über den der Kaiser die Reichsacht verhängt hatte, mit seinen Horden plündernd und mordend im Neißer Gebiet ein. Ihm folgte 1626 Wallenstein, der aber bald wieder über Neustadt abzog. Nach seiner Rückkehr bezogen die Wallensteiner vom 16.-18. Juni ein Lager beim Thonberge, der ungefähr im Mittelpunkt der Dörfer Oppersdorf, Neunz, Ritterswalde und Deutschkamitz gelegen ist. Als hier Wallenstein seine Kavallerie inspizierte, rügte er eine Anzahl seiner Offiziere sehr scharf wegen der Ausschreitungen, die ihre Soldaten begangen hatten, ein Beweis dafür, daß der Freund nicht minder grausam geherrscht hat, als der Feind. Es ist verständlich, daß das Neißer Land, das darauf unter den Schutz Wallensteins gestellt wurde, von einem wirklichen Schutze wenig zu spüren bekam. 1632 kamen die Dänen, die ganze Dörfer in Schutt und Asche legten. Die noch Überlebenden wurden von 1633 ab größtenteils von der Pest dahingerafft oder aus dem Lande verjagt. Schließlich erfolgte 1642 die Besetzung durch die Truppen des schwedischen General Torstenson, die das bis dahin mühsam Aufgebaute wieder zerstörten.

Dann kam der Frieden. Die Gemeinden lagen verödet, die Felder waren verwildert und zu Stätten des Unkrautes geworden. Ein Jahr nach dem Frieden, im Jahre 1649, kaufte Simon Jetschin das Bauerngut No. 40 in Deutschkamitz und wurde damit der erste „possessor“, d. h. Besitzer dieses Hofes aus der Familie Jitschin. Wo er herkam, hat sich bis jetzt urkundlich nicht ermitteln lassen. Wahrscheinlich sind aber die privaten Aufzeichnungen eines Ahnen richtig, die von einer Einwanderung aus Böhmen, der heutigen Tschecho-Slowakei, sprechen. Gehen wir

nun an die Auslegung des Namens Jitschin, so kommen wir unwillkürlich auf die Ortschaften „Gitschin“ in der Tschecho-Slowakei zurück. Dort befinden sich drei Ortschaften des gleichen Namens, nämlich die Stadt Gitschin, bekannt durch den für uns Deutschen 1866 erkämpften Sieg und die Dörfer Stary- und Nowo-Gitschin. Stary heißt alt, nowo neu. Im Tschechischen schreiben sich alle drei Ortschaften „Ječín“, werden aber Jitschin oder Gitschin ausgesprochen. Das „Jit“ ist zweifellos eine Ableitung oder Abkürzung für „Jitka“ oder „Judith“, einem Namen, der zu damaligen Zeiten in Böhmen sehr stark verbreitet war und einen Schluß auf jüdische Abstammung völlig ausschließt. Der Name „Judith“ wird dort heute noch „Gutha“ ausgesprochen. Die Silbe „ziu“ im tschechischen oder „czin“ im polnischen Sprachgebrauch bedeuten „Hof“, sodaß der zusammengesetzte Name „Judithhof“ oder besser „Guthenhof“ bedeutet. Eine Ableitung von „Jescho“ oder „Jesko“, also von Johannes dürfte kaum in Frage kommen. Von 1649 bis zum heutigen Tage hat sich das Bauerngut in ununterbrochener Reihenfolge vom Vater auf den Sohn vererbt. Simon Jitschin übergab das Gut 1677 seinem Sohne Andreas und diesem folgte 1733 sein Sohn Martin. Von ihm übernahm 1760 Michael Jitschin und gab den Besitz 1790 an Joannes Michael. Dieser ist in der Geburtsurkunde noch mit „Jetschin“ bezeichnet, während er in die Sterbeurkunde mit „Jitschin“ eingetragen worden ist. Joannes Michael hat also die Schreibweise des Namens geändert. Dieser Umstand erbringt den Beweis, daß die heute noch in der Meißner Gegend lebenden Familien „Jetschin“ von der Erbbauernfamilie Jitschin abstammen. 1827 übergab Joannes Michael den Besitz an August Jitschin, der ihn 1867 nach seinem plötzlichen Tode seinem Sohne Julius überließ. Auch Julius starb in frühen Jahren und hinterließ den Besitz 1901 seinem Sohne August, dem jetzigen Erbhofbauern. Da mehrere männliche Erben vorhanden sind, steht zu erwarten, daß der Besitz auch für die Zukunft sowohl dem Namen, wie auch den Besitzverhältnissen nach, im Erbverhältnisse der Familie Jitschin verbleibt.

Die Forschungen brachten nicht uninteressante Aufschlüsse über die Vorfahren. Diese bißen sich nicht nur in schweren Zeiten mit zäher Energie durch, sondern waren darüber hinaus dauernd bemüht, den Besitz zu vergrößern und zu erweitern. Sie sind also in der Tat gute Bauern gewesen. So kaufte bereits Andreas (von 1677-1733) einen ganzen Bauernhof hinzu und gliederte ihn in den ursprünglichen Besitz ein. Für diesen Neuwerb zahlte er, wie aus dem Kaufvertrage hervorgeht, „330 schwere Marg“. Joannes Michael (1790-1827) kaufte für einen seiner Söhne eine Nachbarstelle und richtete ihm dort eine Bäckerei ein. Besonders tüchtig scheint der Großvater des jetzigen Erbhofbauern August Jitschin (von 1727-1867) gewesen zu sein. Über das Dorf Deutschkamitz kam 1828 ein großes Unglück, dessen Ursache eine Frauensperson war, die allgemein den Namen „heilige Grete“ führte. Diese Grete wurde bei einem Diebstahle ertappt und rächte sich an ihrem Anzeiger, indem sie ihm die Besingung in Brand steckte. Das Feuer griff bei der damaligen Bauweise der Häuser (Strohddächer), durch starken Wind angefaßt, schnell um sich und legte das halbe Dorf in Asche. Auch der Jitschin'sche Erbhof befand sich unter den abgebrannten. August Jitschin baute nicht nur den Hof in kurzer Zeit wieder auf, sondern legte beim Wiederaufbau auf dem Grundstücke noch eine Brauerei an. Diese Brauerei lieferte viele Jahre den Bauern das sogenannte „einfache Bier“. Später ist zwar die Brauerei wieder eingegangen, der Auschank ist aber als Gasthaus bestehen geblieben und bringt seit über hundert Jahren einem Pächter Nahrung und Brot. Im Rückblick darauf, daß es damals noch keine Feuerversicherungen gab, ist diese Leistung besonders hoch zu bewerten.

Seit 1649 sind in grader Linie 162 Kinder und Kindeskinde aus der Familie Jitschin hervorgegangen. Nicht alle konnten Bauern werden, wurden sie es, dann wurde dies nur durch Eheirat möglich. Solche Abzweigsöfse finden sich heute noch in Deutschkamitz, Altwalde, Lindowe und Heidersdorf, wahrscheinlich auch noch anderorts. Die nicht Bauern werden konnten und wollten, zogen hinaus in die Welt und wurden dort ausnahmslos tüchtige Leute. Unter ihnen finden wir Lehrer, Geistliche, Beamte, Ärzte, Architekten und Offiziere. Das Soldatische war vielfach der Grundton der Männer. Schon in den Befreiungskriegen finden wir Männer als

Soldaten beurlaubt. In den Einigungskriegen kämpften drei Brüder in zahlreichen Schlachten in Schlesiens Truppenteilen, so zwei bei den 2. Ulanen und einer bei den 23ern. Zwei weitere Brüder brachten es als Offiziere bis zum Oberst, einer von diesen wurde geadelt. Alle Wehrfähigen der Familie Jitschin standen als Chargierte im Weltkrieg vor dem Feinde ihren Mann, zwei von ihnen stiegen aus dem Mannschaftsverhältnis zu Offizieren auf. Zum Teil brachten sie außergewöhnliche Tapferkeitsauszeichnungen nach Hause. Von ihnen erreichte wiederum einer den Dienstgrad eines Oberstleutnants. Auch auf dem heißen Boden Afrikas und in den Befreiungskämpfen um Oberschlesien standen Soldaten aus der Familie Jitschin in vorderer Linie. Der jetzige Erbhofbauer kam als Feldwebel und mit dem Eisernen Kreuz aus dem Kriege.

Aber auch unter den Frauen finden wir vorzugsweise die Eigenschaften Gottesfurcht und Energie vertreten. Die Erbhöfnerinnen waren ausnahmslos sehr tüchtige Bäuerinnen, zum Teil wurde ihre Energie im Dorfe sprichwörtlich. Mehrere aus der Familie zogen das Ordenskleid an. Die Gräber einiger werden heute von Österreichischen und Holländischen Klostergartenbäumen überschattet. Einige standen in den Kriegslazaretten ihren „Mann“ und pflegten hunderte von Verwundeten gesund. Eine jüngere betreut heute in einer deutsch-argentinischen Kolonie als Schulschwester die Kinder deutscher Kolonisten.

Die Familienforschungen betreibt der jetzige Kriminal-Kommissar Josef Jitschin in Reisse. Mit Energie und echt kriminalistischem Spürsinn geht er allen Spuren nach, und es steht zu erwarten, daß seine Forschungen noch manches gute und interessante Resultat zeitigen werden.

August Jitschin, der jetzige Erbhofbauer, erhielt am 6. 10. 35 die große Ehrenplakette und das Ehrendiplom der Landesbauernschaft. Er ist bis jetzt der älteste Erbhofbauer Oberschlesiens und der fünfälteste Schlesiens.

Die Geschichte dieses alten Geschlechtes lehrt uns, daß es in der Familie Jitschin schon jahrhundertlang Brauch war, die ererbte Scholle zu erhalten, koste es was es wolle. In der Regel erbte der älteste männliche Sproß den Erbhof. Das ist gewiß für diejenigen, die auf das Erbhofrecht verzichten mußten, nicht leicht gewesen, zumal die Familie nicht übermäßig mit Glücksgütern gesegnet war. Deswegen waren alle diejenigen, die hinauszogen, oft geradezu spartanisch erzogen. Aber gerade dieser Umstand hat sie für ihr Leben zähe und widerstandsfähig gemacht. Sie brachten es, vielfach durch eigene Kraft, zu angesehenen Stellungen.

Die Erbhofbauern wiederum hielten mit zäher Energie das von ihren Vätern Ererbte. Für sie war schon jahrhundertlang das Erbhofgesetz oberstes Gesetz, wenn es auch noch nicht öffentliches Recht war. So erhielten sie sich getreulich die Scholle und zeigten damit die Verbundenheit mit Blut und Boden. Setzen sich doch aus diesen Begriffen wiederum die Begriffe Heimat und Vaterland und damit das Fortbestehen der Nation zusammen.

„Was du ererbt von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen!“

Kirchenmusik in Schlesien

Zur 26. Generalversammlung des Allgemeinen Cäcilien-Vereins in Breslau

Von Dr. Herrmann

Der Allgemeine Cäcilien-Verein für Deutschland, Österreich und die Schweiz hielt vom 9. bis 12. Oktober 1935 seine 26. Generalversammlung in Breslau ab. Das Tagungsthema „Kirchenmusik und Pfarrgemeinde“ sollte das Gegenwartsproblem der katholischen Kirchenmusik in seinen verschiedenen Einzelbeziehungen auf, wie Gregorianischer Choral und Pfarrgemeinde, Polyphonie und Pfarrgemeinde, Kirchenlied und Pfarrgemeinde, Orgelspiel und Pfarrgemeinde. Neben diesen grundsätzlichen Erörterungen, die sämtlich das kirchenmusikalische Problem von der Erneuerung einer schöpferischen Religiosität abhängig machten, war gerade diese Tagung für Schlesien



Roksplatz zu Königshütte bei Nacht,
handcolorierte Lithographie von Ernst Wilhelm Knippel um 1865



Maria-Hütte bei Orzesche in Oberschlesien, bei Nacht,
handcolorierte Lithographie von Ernst Wilhelm Knippel um 1860

so wichtig, weil das Thema fast ausschließlich an der schlesischen Kirchenmusik abgehandelt wurde. Die Tagung war gleichsam eine Generalschau über die Vergangenheit und Gegenwart der Kirchenmusikalischen Leistung Schlesiens, die nicht nur dem einheimischen Kirchenmusiker die Bedeutung unserer schöpferischen Kräfte in Erinnerung brachte, sondern sie vor allem den Vertretern Westdeutschlands vor Augen führte. Zwei Vorträge von allem konnten diese Leistung illustrieren. Zu dem Thema „Polyphonie und Pfarrgemeinde“ gab Universitätsprofessor Dr. Arnold Schmis einen Aufriß der älteren schlesischen Kirchenmusik bis 1800 und Dr. Joachim Herrmann führte die Entwicklung von der 19. Jahrhundert beherrschenden Schule der Breslauer Domkapellmeister weiter bis zu der großen Stilwende der Gegenwart, zu der Heraufkunft einer neuen Acapella-Polyphonie. Schon Professor Dr. Schmis konnte nachweisen, daß in früheren Jahrhunderten Schlesien musikalische Denkmäler und Komponisten von durchaus selbständiger Eigenart aufwies, die den Vergleich mit den berühmten Vertretern ihrer Zeit nicht zu scheuen brauchen. Aus dem 15. Jahrhundert sind uns mehrere Codices erhalten, darunter die bedeutende Sammlung weltlicher und geistlicher Lieder des „Glogauer Liederbuches“, das in seinem Wert und seiner Bedeutung nicht geringer ist, als die westdeutschen Liederfassungen des gleichen Zeitabschnittes. Thomas Stölzer ist der hervorragende Musiker Schlesiens im ausgehenden Mittelalter. Die Zeit der Gegenreformation brachte in die katholische Kirchenmusik Schlesiens eine neue Blüte, deren bedeutendster Vertreter der Abt Nicius von Himmelwitz ist. In diese Zeit gehört auch der Grasschaffer Simon von Praunstein. Der Domchor unter Leitung von Domkapellmeister Dr. Paul Blaschke illustrierte den Vortrag mit Chorjagen der genannten Werke und Meister. Das 8stimmige „O admirabile commercium“ von Thomas Stölzer, das 6stimmige „Freut euch“ und das 8stimmige „Tenebrae factae sunt“ von Nicius waren edle Klangvolle Proben aus der schlesischen Musikkultur vergangener Jahrhunderte.

Dr. Joachim Herrmann führte aus, wie die kirchenmusikalische Situation Schlesiens im 19. Jahrhundert bis in das erste Viertel des 20. Jahrhunderts von der Schule der Breslauer Domkapellmeister beherrscht wird. Diese wurde von Ignaz Schnabel, dem „schlesischen Haydn“ begründet, und brachte die Orchestermesse zum umfassenden Ausdruck einer typisch schlesischen Religiosität. Schnabel, Hahn, Brosig, Silke und Eich sind die Repräsentanten dieser mit den fortschreitenden Ausdrucksmitteln des weltlichen Instrumentalstils arbeitenden Komponistengeneration. Um die Jahrhundertwende aber meldet sich eine kirchenmusikalische Stilwende an, die ihren entscheidenden Durchbruch in der Gegenwart sucht. Dieser neue Stil einer Acapella-Polyphonie erweist sich als Ausdruck einer neuen religiösen Haltung. Und es ist nicht zufällig, daß diese Wendung von dem in Schlesien geborenen Nestor der kirchenmusikalischen Reformbewegung des Cäcilianismus, Carl Thiel ausgeht. Hermann Buchal, Gerhard Streck und Johann Koberg sind heute die entscheidenden Führer und Wegbereiter dieser neuen kirchenmusikalischen Epoche Schlesiens. Von dem gleichen Geiste sind auch eine Anzahl anderer Begabungen beseelt, wie Scorra, Bialas und Thamm. Auch zu diesem Vortrag gab der Domchor wieder eine reiche eindrucksvolle Auswahl aus Werken dieser neuen Richtung. Neben zwei aus cäcilianischem Geiste geschriebenen Sätzen von Silke und Eich vor allem Proben von Scorra, Thamm, Paul Blaschke, Bialas und Koberg. Buchal und Streck waren schon bei der Eröffnungsfeierlichkeit zu Gehör gekommen, Buchal mit seinem 6stimmigen „Laetentur“ und Streck mit seinem eindringlichen, formal vollendeten „Domine convertere“. Buchal führte selbst bei einem Hochamt noch seine „Canisius-Messe“ auf. Bei einer kirchenmusikalischen Segensandacht kamen noch die Schlesier Dombrowski, Löpler, Julius Blaschke, Herbert Marx, Döbler, Friedrich, Schubert und Herzog mit Liedern und Messiasjagen zu Gehör.

So bot diese Tagung neben der entscheidenden Behandlung gegenwärtiger kirchenmusikalischer Probleme einen Gesamteindruck von einer bedeutsamen kirchenmusikalischen Kultur Schlesiens in Vergangenheit und Gegenwart, der vor allem an den Vertretern des Reiches nicht spurlos vorübergegangen sein dürfte.

Der Aufmarsch des oberschlesischen Heimatschrifttums 1936

Von Karl Czodrok

Von vornherein sei es gesagt: Oberschlesien, das auf dem Gebiete des deutschen Schrifttums schon immer wacker und mit in erster Reihe marschierte - ich erinnere an Karl Ralsig und den von ihm gegründeten Verband oberschlesischer Volksbüchereien - will gerade heute lebendigen Anteil nehmen am gesamt-schlesischen und gesamtdeutschen Schrifttum. Oberschlesien ist beispielsweise am Jahrbuch des Schlesischen Geschichtsvereins und den meisten andern Breslauer heimatwissenschaftlichen Veröffentlichungen. In den oberschlesischen Schulen haben in weitgehendem Maße die Jugendzeitschriften des NE Lehrerbundes Verbreitung gefunden, „Hilf mit!“ und die „Deutsche Jugendburg“, ebenso die Veröffentlichungen des VDA.

Aber, wie es schon Karl Ralsig vor dem Kriege erkannt hatte, brauchen wir wie jede andere Landschaft und als Grenzland ganz besonders eine ganz tiefe Verwurzelung im Heimatboden. Nur der Baum, dessen Wurzeln tief und breit das Erdreich durchdringen, wird allen Stürmen und Wettern standhalten. Darum wagte Oberschlesien in weitschauender Planung auf dem Gebiete des heimatlichen Schrifttums einen Neuaufbau.

Beispielgebend marschiert der Provinzialverband Oberschlesien voran. Sein Jahrbuch „Kulturarbeit in Oberschlesien“ erscheint für 1936 zum zweiten Male. (Preis brosch. 1.50, geb. 2.- RM.) Inhaltlich und in der Ausstattung bedeutet es einen guten Fortschritt. Es ist ein wertvolles und unentbehrliches Nachschlagewerk geworden mit seinem reichhaltigen Behörden- und Organisationsverzeichnis, seiner Jahreschronik, seinen Aufsätzen und Berichten. Es ist ein Rüstzeug für jeden, der gewillt ist, mitzuarbeiten am Aufbauwerk unserer Heimat. Daneben gibt die Provinz die „Oberschlesischen Mitteilungen“ heraus, die monatlich erscheinen. Auch diese „Oberschlesischen Mitteilungen“ unterrichten über die laufenden Bemühungen auf dem Gebiete der Verwaltung, der Wirtschaft und Kultur.

Es spricht für ein weitgehendes Verständnis, wenn aber der Provinzialverband Oberschlesien als Verwaltungsstelle nicht alles selber machen will, was ja gar nicht möglich ist, sondern daß er gerade auf dem Gebiete des Schrifttums die private Leistung und die selbständige Arbeit aller guten Volkstumskräfte anerkennt und unterstützt.

Zu dem Schrifttum, das in die breitesten Volksschichten wirken will, rechnen wir die heimische Tagespresse, die in vielen Notizen und Aufsätzen, aber auch zum Teil durch besondere Beilagen der oberschlesischen Heimatarbeit dient. Große Hoffnungen setzen wir daneben auf die oberschlesischen Kreisheimatkalender. Zu Gunsten dieser Kreisheimatkalender hat der Provinzialverband Oberschlesien auf den früher herausgegebenen Provinzialkalender verzichtet. Die Herausgeber der Kreisheimatkalender haben sich im Rahmen der Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde und jetzt angegliedert an das Amt für oberschlesische Landeskunde zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengetan. Einer hilft dem andern, einer lernt vom andern. So konnten 1935 bereits 9 Kreisheimatkalender in einer Auflage von 40 000 Stück verbreitet werden, für 1936 sind es 11.

Der Oppelner Heimatkalender ist das Werk von Friedrich Stumpe, Frauendorf bei Oppeln. Er zeichnet sich durch seine künstlerische Ausstattung, durch seine echte Kalenderprache und durch eine außerordentliche Liebe und Sorgfalt aus. Der Oppelner Kalender steht in diesem Jahre im Zeichen Friedrichs des Großen, dessen 150. Todestag 1936 ist. Er erinnert an das große Siedlungswerk des Alten Fritz im Kreise Oppeln. Auch schon der schöne Umschlag trägt sein Bild. Der Heimatkalender des Kreises Kreuzburg - die älteste der hier genannten Kalendergaben - setzt seine alte Überlieferung fort. Hinter ihm steht nach wie vor sein Begründer und Herausgeber, der verdiente Heimatkundler und Schriftsteller Lehrer Karl Fleischer. Er dient dem Kreuzburger Lande, und er hütet auch das Andenken an den größten Sohn dieser Landschaft, an Gustav Frentag.

In der gleichen Weise bemühen sich eifrig und unter Einsatz aller schöpferischen Kräfte im Kreise auch die andern Kreiskalender. Es ist überhaupt nicht möglich, etwa eine bestimmte und peinliche Rangordnung aufzustellen, was die Güte der einzelnen Kalender anbelangt. Da ist der Rosenberger, begründet von dem verdienten Hauptlehrer Wille, jetzt herausgegeben von Landrat Elsner, der die Schriftleitung Lehrer Kommander in Rosenberg übertrug. Den Kalender des

Kreis **C o s e l** gibt die Kreisgruppe Cosel vom Bund Deutscher Osten heraus, verantwortlich für den Inhalt zeichnet Gerhard Schöfer vom Bund Deutscher Osten. Den Ratiborer Kreis-Kalender, den der altbewährte Heimatforscher Georg Hykel begründet hat, betreut jetzt im Auftrage der Kreisleitung der NSDAP der Kreisamtsleiter Herbert Höhler in Tworkau. Links der Oder blüht seit langem der Heimatkalender des Kreises Falkenberg, den Rektor Wagner in Friedland herausgibt, nachdrücklichst unterstützt u. a. durch Schulrat Kühnel. Er berücksichtigt die wirtschaftlichen und landschaftlichen Eigentümlichkeiten des Kreises ebenso, wie es der Grottkauer Kalender tut, der auch im ober-schlesischen Bauernland wurzelt. Der Begründer des Grottkauer Kalenders war Dr. Schellhammer. Durch seine Versetzung nach Gleiwitz verwaiste der Kalender plötzlich, und wir sind dem gerade kulturell so schaffensfreudigen Kreisleiter Klings sehr dankbar, daß er kurz entschlossen in die Bresche sprang und zunächst selber den neuen Kalender zielsicher gestaltete. Der Heimatkalender im Neissegau wird herausgegeben von der Kreisverwaltung des Landkreises Neisse, die Schriftleitung hat unser vorbildlich aktiver Kreiswalter für Heimatkunde, Georg Weißer in Neisse. Auch aus diesem Kalender spricht bestes ober-schlesisches Bauernland zu uns, und die besonders reiche kulturelle Vergangenheit des Neissegaues wird lebendig. Selbstverständlich, daß gerade dieser Kalender, wie es der Ratiborer auch tut, mit Liebe die Eichendorfferinnerungen pflegt. Seiner alten und guten Überlieferung ist auch der Leobschützer, der „*Leobschützer Tischkalender*“ treu geblieben, herausgegeben im Einvernehmen mit Landrat und Kreisleiter von unserem lieben und altbewährten Hugo Gnielcznyk. Zu diesen neuen Kalendergaben treten für 1936 neu dazu der Groß-Strehlitzer Kreis-Kalender und der Heimatkalender für das ober-schlesische Industriegebiet. Aus Groß-Strehlitz erschien bereits einmal vor Jahren ein ober-schlesischer Volkskalender, und wir sind unserem lieben und altbewährten Vorkämpfer des Heimatkundes in Oberschlesien, dem treuen Ränder des Annaberglandes, Rektor Ernst Mücke, herzlich dankbar, daß er nunmehr für den so wichtigen Kreis Groß-Strehlitz einen neuen Kalender schuf, den wir bei ihm in besten Händen wissen. Mancherlei Sorge bereite uns die Gründung eines Heimatkalenders für das ober-schlesische Industriegebiet, also für das Dreieck Gleiwitz - Beuthen - Hindenburg. In Rektor Gottschalk in Hindenburg haben wir, wie der sehr umfangreiche, gut ausgestattete und inhaltlich wertvolle neue Kalender zeigt, den rechten Mann gefunden. Für den Industriekalender zeichnet als verantwortlich die Kreisgruppe Hindenburg des Bundes Deutscher Osten.

Jeder der 11 ober-schlesischen Heimatkalender hat seine besondere Prägung und seine Vorzüge, jedem einzelnen ist jenes gewisse Etwas eigen, das gerade hier auf keinen Fall entbehrt werden kann: Echte Volksverbundenheit, quicklebendige Frische und eine herzerfrischende Werbekraft. Ein rechter Volkskalender stellt an seinen Herausgeber hohe Anforderungen. Zur Eignung für die Herausgabe eines solchen Kalenders gehören eine genaue Heimatkenntnis, innige Verbundenheit mit dem heimatlichen Volkstum, schriftstellerische Fähigkeiten und Organisationstalent, leidenschaftliche Liebe zu Land und Leuten, ein fanatischer Eifer zur Sache, Selbstlosigkeit, Opfer-sinn und das Vertrauen der Partei. Wir dürfen dem Schicksal dankbar sein, daß gerade unsere ober-schlesische Heimat solche gute „Kalendermacher“ - dieses Wort ist ein Ehrenwort - besitzt. Dank gebührt neben den Regierungs- und Parteistellen den ober-schlesischen Landräten und Oberbürgermeistern, die den Wert dieses volkstümlichen Heimatschrifttums richtig erkannten und es fördern. Um das Zustandekommen der meisten ober-schlesischen Kalender dieses Jahres hat sich die Druckerei der Deutschen Ostfront in Gleiwitz Verdienste erworben. Indem die meisten Kalender heute mit derselben Druckerei arbeiten, hoffen wir eine wesentliche Verbilligung zu erreichen. Mit Hilfe des Provinzialverbandes Oberschlesien konnte von der Arbeitsgemeinschaft der Kalender der allgemeine Teil den einzelnen Kreiskalendern zentral zur Verfügung gestellt werden. Für alle Kalender stand zunächst das von Friedrich Stumpe besorgte Kalendarium zur Verfügung. Die Sprache gab und zeichnete Ludwig Torfler-Oppeln.

Billig muß ein Volkskalender sein, wenn er die in ihn gestellten Erwartungen erfüllen will! Die meisten der hier genannten Kalender kosten zumeist nur 0,50 RM. Wenn man bedenkt, daß beispielsweise der Heimatkalender für das ober-schlesische Industriegebiet 224 Seiten hat und daneben noch - wie die anderen Kalender auch zumeist - mit einem schönen und bunten Umschlag versehen ist, ja, einige der Kalender sogar eine farbige Kreiskarte beifügen, so können

wir mit dem Erfolg sehr wohl zufrieden sein, umso mehr, als diese Kalender finanziell in der Hauptsache aus dem Kreise selbst getragen werden.

Selbstverständlich nimmt auch unsere Monatschrift „Der Oberschlesier“ gerade an der Arbeitsgemeinschaft der Heimatkalender herzlichen Anteil. Unser „Oberschlesier“, der 1936 im 18. Jahrgang erscheint, ist der Bannerträger der deutschen Heimatbewegung und das Bindeglied für alle Heimatbestrebungen, die Besuchskarte, die Oberschlesien in kultureller Beziehung gegenüber dem deutschen Volke und der Welt abzugeben hat, wie es Professor Dr. Brackmann, der Generaldirektor der preussischen Staatsarchive in Berlin-Dahlem, einmal ausdrückte. Während die Wirkung der Kreisheimatkalender in die Breite geht, sie Eingang finden sollen bis in die letzte obereschlesische Hütte, beschränkt sich die Wirkungsmöglichkeit des in die Tiefe gehenden „Oberschlesiens“ mehr oder weniger auf die Führerschicht, Führerschicht allerdings im weiten und schönsten Sinne gemeint. „Der Oberschlesier“ dient der schöpferischen Leistung auf dem Gebiete der heimischen Dichtung, bildenden Kunst und Ländlichkeitsforschung ebenso, wie auf dem weiten Felde der Heimatforschung und Heimatkunde.

Von unserem Oberschlesierverlag werden dann auch fortlaufend Einzelschriften herausgebracht. Ich nenne die Schriftenreihe der Vereinigung für obereschlesische Heimatkunde, die es im Laufe der letzten Jahre auf 15 Nummern gebracht hat, die urgeschichtliche und naturkundliche Schriftenreihe, die Reihe Dichtung, in der eben herauskam „Nach der Schicht“, Gedichte des Bergmanns Paul Habraskha und die Sonderhefte des „Oberschlesiens“, von denen auch im neuen Jahre mehrere bereits vorgemerkt sind.

Im Zusammenhang mit dem „Oberschlesier“ konnten wir auch für 1936 ein neues Eichendorff-Jahrbuch herausgeben, den romantischen Almanach „Aurora“ Band 6, der gleichzeitig die Jahresgabe für die Mitglieder der Deutschen Eichendorff-Stiftung ist. Eben bereiten wir vom „Oberschlesier“ aus in Zusammenarbeit mit Alfons Perlick ein volkskundliches Jahrbuch vor. Die dem „Oberschlesier“ beigegebenen Mitteilungsblätter, wie die der volkskundlichen Arbeitsgemeinschaft in Oberschlesien, haben sich bewährt. Unter der Leitung von Dr. Bednara/Leobschütz erscheint 1936 neu eine Beilage der Untergruppe Oberschlesien des Schlesischen Geschichtsvereins. Dr. Bednara ist es gelungen, sein heimatkundliches Jahrbuch, das in erster Reihe für die obereschlesische Philologenschaft gedacht ist, auch für 1936 sicherzustellen.

Herzlich erfreut sind wir auch, daß der unerhörte Aufbruch der obereschlesischen Dichtung weiterhin anhält, und uns hier auch für die nächste Zeit Überraschungen bevorstehen. Wir wünschen unseren guten obereschlesischen Schriftstellern vor allen Dingen treusorgende und werbekräftige Verleger. Das ist der beste Neujahrswunsch, den ich unseren Freunden aus dem Reiche der heimischen Dichtung heute sagen kann.

Aber gerade auch heimatwissenschaftlich ist noch manches im Werden. Ich bin jedoch nicht dafür, zu gackern, ehe das Ei gelegt ist und darf schließen mit dem Wunsche, daß alle die Menschen, die aus Beruf oder Neigung, aus der selbstverständlichen Pflicht gegenüber Heimat und Vaterland hier beteiligt sind, über das Heimatschrifttum nicht nur sprechen und es im Munde führen, sondern lebendigen Anteil nehmen, indem sie es auch selber erwerben und beziehen. Nur so können wir lebendige Mitglieder der deutschen Volksgemeinschaft in OS werden und Anteil nehmen am deutschen Neuaufbau in unserer obereschlesischen Ecke. Ich schließe mit einem herzlichen „Danke schön“ an alle lieben Freunde und Mitarbeiter, die immer opferwillig und mutig zur Stelle sind, wo es den Aufbau des heimischen Schrifttums gilt, und die ich hier nicht einzeln nennen kann. Ihnen an erster Stelle danken wir es, wenn der Aufmarsch unseres obereschlesischen Schrifttums für 1936 in einer geschlossenen Front und eindrucksvoll erfolgen kann und wir mit dem Erreichten wohl zufrieden sein dürfen. Laßt uns bekennen: „OS, wir halten fest!“

Oberschlesische Volkskunde

Mitteilungen des Archivs für Oberschlesische Volkskunde / des Oberschlesischen Volksliedarchivs / der Arbeitsgemeinschaft für Oberschlesische Volkskunde / Im Auftrage der Vereinigung für Oberschlesische Heimatkunde / Herausgeber Alfons Perlick.

6. Jahrgang

1934—35

Heft 9—12

Chrobok, Ein neuzeitliches Weihnachtspiel - Perlick, Worte in volkskundlichen Feiertunden - Perlick, Pflege heimischer Weihnachts- und Neujahrsbräuche durch die Schulen im Stadt- und Landgebiet - Sprechchor: Deutscher Glaube - Volkskundliche Feiertunden mit „Kraft durch Freude“ - Perlick, Volkskundliche Sonderausstellungen im Oberschlesischen Landesmuseum - Pudollek, Volkstänze des Oberglogauer Landes - Zur Volkskunde des obererschlesischen Industriearbeiters - Köhler, Zur Rundfrage „St. Urban“ - Banczyk, „Vorbei Mandowski“ - Richtarsky, Der Barabaratum in der Pfarrkirche zu Gröbzig - Richtarsky, Die Barbarakapelle in Gröbzig - Bitomsky, Neujahrswunsch des Gesellen.

Ein neuzeitliches Weihnachtspiel

Von L. Chrobok

Personen:

Maria - Joseph - Das Jesuskind (Puppe) - Kaspar, Melchior, Balthasar - Herodes - Michael - die Idee - Tod - Teufel - Bauer - Handwerker - Bergmann - Hirten - 2 Kinder - Jungfrau - Greis (Hirt).

Gesang:

Ein Kind geboren zur Winterszeit, Alleluja!
Es macht die Herzen warm und weit, Alleluja!
Da liegt es in dem Krippelein, Alleluja,
Ohn' Ende ist die Herrschaft sein, Alleluja!

Hirt:

Du lieber, kleiner, guter Christ
Der du so arm geboren bist,
Erbatm dich unsrer großen Not,
Der meinen und der Brüder all,
Die vor dir knien hier im Stall.
Bewahre uns vor Krankheit, Tod,

2. Hirt:

Vor Hungersnot und Kriegsgedröhn!

Mehrere Hirten:

Vor allem Leid! Wir bitten schön!

Maria:

Ihr ängstigt euch vor Not so sehr,

O fürchtet nur die Sünde mehr,
Die Mißgunst, Hoffahrt, Zank und Neid;
Die Sünde bringt das größte Leid!

1. Hirt:

Ah, Mutter, Jungfrau rein, wir sind so schwach,
An gutem Willen es uns nie gebrach,
Doch in des Lebens Mähen, Beschwerden,
Mach stark uns, holdes Himmelskind!

Michael:

Der Friede sei den Menschen auf Erden,
die eines guten Willens sind!
Der Welt den Frieden zu bringen
Und Satans Macht zu bezwingen,
Und Liebe in die Herzen zu gießen,
Daß Eintracht, Güte überall sprießen,
Die Hohen und Niedern, die Armen und Reichen
Wie liebende Brüder die Hände sich reichen --
Das ist des Kindes hohes Ziel.

Hirten:

O Heiland, Christ, du bringst so viel!

Herodes:

Ei, Worte bringt er, hohl und leer!
Ich bringe, was besteht, schaut her!
Ein großes, stolzes, blühendes Reich,
Dem weit und breit kommt keines gleich.

Beiblätter zur Monatschrift „Der Oberschlesier“ / Oppeln OS

Schriftleitung der Beiblätter: Archiv für Oberschlesische Volkskunde / Beuthen OS Museum

Mit Feld und Wald, mit Berg und Tal,
Mit Bauern, Kriegern ohne Zahl.

Ich bringe Ruhm und Glanz und Pracht,
Ich bringe Wohlstand, Freiheit, Macht!
Will kämpfen mit dem kühnsten Mut,
Daß dieses hohe Weltengut
In Ewigkeit für euch besteh' - - -

Engel:

Ehre sei Gott in der Höh!

Herodes:

Ja, Gott? Wo ist er? Wo sein Thron? - -

Joseph:

Im Kripplein liegt der Gottessohn!

Herodes:

Daß ich nicht lach! Das Würmlein hier?
Ein Wunsch, ein Blick, ein Wink von mir,
Ein Schwert blüht auf, ein einz'ger Streich,
Hin ist der Christ, sein Thron, sein Reich.

Tod:

Ich steh dir, mächt'ger König, bei,

Teufel:

Du reißt ihn, ich sein Reich entzwei!

Maria:

Es ist mein Kind. Tut ihm nicht weh!

Engelhafte Erscheinung:

Zurück, ihr drei! Gemach, gemacht!
Ich halt zu ihm, zu Jesus Christ,
Der Leben, ew'ges Leben ist,
Gen ihn und mich seid ihr zu schwach.

Herodes, Tod, Teufel:

Wer bist du, Kecker? -

Erscheinung:

Die Idee!

Herodes:

Idee, das ist nur Schall und Rauch,
Füllt keine Kasse, keinen Bauch,

Tod:

Jagt Massen vor meiner Sense Stahl - - -

Teufel:

Wirft Massen in der Hölle Qual - -

Idee:

Wenn sie sich dir und dem verschrieben!
Die aber Gott, den Höchsten, lieben,
Die reißt er, Tod, aus deinem Schlund,
Und stünden sie am Höllengrund,
Und lägen sie in Satans Ketten,
Weiß er sie dennoch zu erretten!
Aus Schlamm und Sumpf, aus Leid und Harm

Zieht er sie hoch durch meinen Arm
Zu sich, zu edlem, ew'gem Leben.

Hirt:

Ach, könnten wir dahin entschweben,
Wo ihr weilt, ohne Sorgen und Beschwerden.

Idee:

Ein jedes Leben wurzelt in der Erden,
Zieht aus dem Boden seines Wachstums Kraft,
Aus ihm und aus des Volkes blut'gem Saft.
In der Gemeinschaft nur kann sich's entfalten,
In Volk und Staat nur trogen Sturmgewalten.
(Gansarenstöße! Die Hl. 3 Könige nähern sich.)

Kaspar:

Ei, sag, ob wir bei solchem Leben sind!

Idee:

Ja, solches Leben strömt von diesem Kind!

Melchior:

Dann ist es reich, viel reicher noch als wir,
Was tun wir da mit unsern Gaben hier,
Mit diesem Gold? - - -

Idee:

Verteilt es an die Armen,
Daß ihre Stuben, ihre Herzen rasch erwärmen,
Damit der Schwachen, Alten Hunger werd'
gestillt

Und den Gemütern Glück, Zufriedenheit ent-
quillt,

Damit sie gläubig wieder, mit Vertrauen
In ihrer Brüder, Schwestern Augen schauen.

Balthasar:

O Heiland, Kind, so komm in unser Land
Und sei bei uns des Glückes Unterpfand!

Bauer:

Ei, komm und segne unsern Saatengrund
Durch deines himmlischen Begleiters Mund.

Handwerker:

In meine Werkstatt komm mit deinem Geist,
Der uns zur Bruderlieb so freundlich weist.

Bergmann:

O komm in unsrer Schächte dunkle Welt
Mit jenem, der so lieblich sie erhellt!

Bürger:

Komm auch mit ihm in unsre kalte Stadt,
Wir sind darin so glaubens-, liebematt.

2 Kinder:

Laß uns, o Jesu, bei dir sein,
Als Brüderlein und Schwesterlein!

Jungfrau:

Maria rein, Maria mild,
Sei unsrer Unschuld starker Schild.

Greis (Hirt):

O Joseph, bester Joseph mein,
Leg' bei dem Kinde Fürbitt ein,
Daß es einst bei mir weilt,
Wenn mich der Tod ereilt!

Idee:

Reicht euch die Hände, immer, immer wieder
Und bleibet gute, gleiche, treue Brüder,
Verbannt den Zwist, den Haß, den Spott!

Michael:

Dem Herrn sei Preis! Ja, Ehr sei Gott!
Ehre nur Gott in der Höhe!
Kampf jedem Leid, jedem Wehe!

Engelchor:

Ehre sei Gott, Ehre sei Gott in der Höhe!

Herodes:

Nun ist es Zeit! So darf's nicht weiter gehen!
Gold, Glanz und Königskrone sie verschmähen,
Sie knien im Stalle wie in einem Dome
Und tauschen selig, gläubig dem Phantome,
Das dieses Kind in höchsten Worten preist.
Gewatter Tod, hilf! - Hilf mir, böser Geist.
Laß Zwietracht schnell uns unter diese Nar-
ren streuen,

Daß sie am Eigennuß und am zersetzend Wort,
An Mißgunst, Haß und Neid und Brudermord,

An allen tierisch-niedern Lüsten sich erfreuen, -
Teufel:

Mit allen Leidenschaften grimmig sich zer-
fleischen

Und ungestüm an meinen Pforten Einlaß
heischen, -

Tod:

Daß mir zu einer reichen Ernte wird
Der Fürst, der Knecht, der Bauer und der Hirt!
Teufel und Herodes:

Die Welt, sie soll ein Hexenkessel werden.

Engelchor:

Der Friede sei den Menschen hier auf Erden,
Die eines guten Willens sind. -

Herodes:

Nun, Tod, greif, würge dieses Kind! -

Michael:

Es ist das Leben, die Idee,

Die Sonne und das ew'ge Licht,

Die Welt, die Hölle zwingt sie nicht,

Auch ihr vergeht davor wie Schnee.

(Tod, Teufel und Herodes entfernen sich.)

Ihr seid aus diesem Kreis gewiesen,

Doch dieses Volk sei laut gepriesen,

Das sich in brüderlicher Art

Um Tugend, Großes, Heil'ges schart,

Das Edle löst aus Trug und Tand:

Heil solchem Volk! Heil solchem Land!

Hirt:

Du herzig Kindlein, so mild und gut,

Nimm unser Leben in deine Hut!

Raspar:

O mach mein Volk vom Bösen frei,

Daß es wie die Familie sei! -

Idee:

Das Böse weicht, der Tod, die Nacht!

Das Frührot glüht und gießt sich aus

In jedes Herz, in jedes Haus. -

Alle (Gesang):

Gottes Sohn, o wie lacht

Lieb aus deinem göttlichen Mund,

Da uns schlägt die rettende Stund,

Christ, in deiner Geburt!

Christ, in deiner Geburt!

Worte in volkshundlichen Feierstunden

Von Alfons Perlick

Am Erntedankfest.

1. Überreichung der Erntekrone
an den Beuthener Oberbürger-
meister durch die Rosßberger Bau-
ernschaft.

Hochgeehrter Herr Oberbürgermeister!

Die Bauernschaft darf Ihnen heute feierlichst
den Erntekranz überreichen und Sie als Ober-
haupt der Stadt bitten, ihn für die Bürger-
schaft in Empfang zu nehmen.

Wenn wir heute, Stadt und Land, gemeinsam
dafür danken, daß der Herr unsere Äcker und
Felder mit Reichtum und Fülle gesegnet hat,
daß unsere Äcker und Felder uns Leben und
Nahrung geben, dann soll dieser Kranz den
Abschluß der Ernte, die Krönung der Ernte
darstellen. Er ist so nur immer Sinnbild der
Freude und der Dankbarkeit gewesen.

Heute ist uns aber diese aus Ähren und Bündern geflochtene Krone mehr geworden. Sie ist Ausdruck der Gemeinschaft, nicht nur der Gemeinschaft, die um die Ernte sorgte, sondern ein lebendiges Zeichen unserer gesamten Gemeinschaft, unserer Volksgemeinschaft geworden. Bürger und Arbeiter haben diese Krone wieder kennen gelernt als neues, hochgeehrtes Gut gemeinsamen Schaffens im neuen Deutschen Vaterlande.

So ist diese Erntekrone das festliche Symbol der Freude, der Dankbarkeit, der Gemeinschaft und auch der Treue.

Der Bauer ist es, der die Erntekrone flucht und sie zum Volksgenossen in die Stadt bringt, um mit ihm den Danktag zu feiern. Der Bauer wird den Kameraden in der Stadt nicht verlassen. Sein Dienst ist treuer Bruderdienst. So soll das Wahrzeichen dieses Tages, unsere Krone, gewürdigt werden. Wenn Sie, Herr Oberbürgermeister, die Krone im Stadthaus aufhängen, dann soll dieses Geschenk, diese Krone den Bürgern, die da ein- und ausgehen, ein Mahnmal sein, an die Gemeinschaft und Treue der Volksgenossen, die da draußen vor den Toren der Stadt auf ihren Schollen das tägliche Brot anbauen.

2. Überreichung der Erntekrone an den neuen Kreisleiter.

Hoheitsträger, Kreisleiter!

Nehmen Sie von mir heute den Erntekranz entgegen, nicht nur als Symbol des heutigen Festtages, sondern auch als Begrüßungsgeschenk. Mögen auch Sie jederzeit aus diesem Zeichen die Verbundenheit und Treue spüren, mit der wir Bauern auch Fahnensträger und Streiter des Dritten Reiches geworden sind.

Wir wissen, daß eine Nation nur dann Leben und Gestalt erhalten kann, wenn wir Bauern in aller Natürlichkeit und Beständigkeit glauben und dienen!

Wir wissen, daß ein Reich nur dann stark bleiben kann, wenn wir dem Lande treu bleiben und ein würdiger Herr und Behüter unserer Scholle sind.

Wir wissen auch, daß wir alle nur dann mit Zuversicht für die Zukunft bauen können, wenn wir uns als das tragende Fundament, als den

sicheren Baugrund dieses gewaltigen Werkes fühlen und die sich daraus ergebenden Verpflichtungen immer, täglich, ja stündlich spüren. Bewahren Sie nun die Krone in Ihren Händen als ein Versprechen, ein Treuegelöbnis der hier angetretenen Bauernschaft Ihnen gegenüber als unserem Hoheitsträger, Adolf Hitler gegenüber als unserem geliebten gewaltigen Führer:

Nur zu leben und zu schaffen für das nationalsozialistische Reich.

3. Am 9. November.

(In einer Feierabendstunde mit Studenten und Jungarbeitern.)

Kameraden! Der November ist Deutschlands Schicksalsmonat. Schwer lastete immer in diesen herbstlichen Tagen das Unglück auf deutschen Menschen.

November 1914! Mit dem Lied auf den Lippen gingen Tausende junger deutscher Kameraden in den Tod von Langemark. Arbeiter, Bauern, Studenten! Gemeinsam wie hier! Unsere Kameraden!

Gaben hin ihr begeistertes Herz, ihr blutfrisches Leben auf fremden zerhackten Schlachtfeldern für Deutschlands Ehre. Diese Toten von uns, die da ruhen, waren Menschen mit allerheiligstem Glauben.

November 1918. Deutschland wurde zerschlagen, geschändet. Deutsche Männer und Frauen schluchzten in diesen Tagen um ihr Vaterland und ihre Kinder. Die große geliebte Heimat wurde zum Chaos. Haß und Vernichtung waren überall lebendig. Verwüstung und Leiden durchzogen alle Gauen. Deutsche Menschen erschlugen sich gegenseitig, auf deutscher Erde.

Wir waren alle ohne Liebe und Hoffnung.

Da griff einer von den vielen Millionen, einer, der auch geweint hatte, die Fahne wieder auf, sammelte Getreue um sich, kämpfte sich durch die Meute und fing an zu marschieren. Schritt für Schritt, trotz des Geflusses und der Hinterhältigkeit.

Marschierte mit sieghaften Augen, mit dem härtesten Willen und einem neuen Glauben an Deutschland.

November 1923. Die Opfer mußten wohl



Der Morgen, Carl Friedrich Schinkel, Federzeichnung 1811

sein, denn sie brachten den Sieg, die Auferstehung. Aber ihre Herzen und Leiber hinweg erst wurde das Schicksal, wurden die Menschen bezwungen.

Wir haben nun den Führer und sind jetzt alle seine Getreuen, auf Tod und Verderben. So schaffen wir in einer Zeit, die uns diese Toten erst erkämpft hat. Wir sind in einer Zeit lebendig, in der auf diesen Opfern für die Nachfahren, für die Zukunft aufgebaut werden muß.

Wir sind in eine Zeit hineingestellt worden, wo wir uns alle zusammenscharen müssen zu einer Gemeinschaft; innerlich, seelisch zusammenwachsen müssen, um hier, um dann draußen in der Stadt, im Getriebe, im Dorfe, im ganzen Vaterland mitzuhelfen, die Verbundenheit, die Brüderlichkeit lebendig werden zu lassen, damit wir bleiben, bestehen und werden und immer wieder werden.

Das ist die ewige Bitte der Kameraden, die auf den Schlachtfeldern ihr Leben verschenken. Das fordern die Tränen und das Leid und das Opfer der Tage, in denen das Vaterland zusammengeschlagen wurde.

Das melden die Mutigen und Gläubigen, die jetzt zur ewigen Wache aufgezo-gen sind.

Das ist das Lied unserer Toten. Das ist die stille Sprache des Novembers, wenn die Blätter fallen.

4. Worte in der Adventsstunde.

(Andreas- und Adventsfeier der Kopsberger Bauernschaft.)

Kränze und Kerzen sind wieder bei uns einbezogen.

Lichter stecken sich an und zeigen überall warmes Leben.

Und wir schauen versunken in die Tiefe dieser Stunde.

Der Kranz umfaßt uns in Gemeinschaft. In seinem Grün trägt er Natürlichkeit, Frische und Stärke.

Er weicht die Menschen, die ihn schmücken. Er ist eine Krone denen, die in ihrer Heiligkeit Wunderbares erleben, die ihre Herzen in goldenen Schalen zum Opfern tragen.

Und das helle Strahlen der Lichter hängt wie Sterne um uns her. Und die Bereitschaft ist

da: sich in aller Reinheit und Blut zu verzehren.

Eine Seligkeit ist bei uns.

Gottes Geburt ist immer lebendige Gegenwart. Er ist uns immer nah. Wir tragen jeder in unserem Herzen dieses Wunder.

Wir glauben wie Kinder.

Wir haben alle eine unendliche Sehnsucht zur Erfüllung der Tage, die uns der gütige Herrgott geschenkt hat.

Wir begreifen jetzt endlich den Frieden; wir fühlen die Güte, die Gnade.

Wir finden uns wieder; wir schreiten mit allen, die mit uns heiliges Leben haben.

Wir spüren uns wieder. Zu uns sind Glauben und Liebe von neuem lebendig geworden.

Wir weinen nicht mehr. Auf dem Wege in die Ferne gibt uns ein Stern sicheres Geleite.

An den Händen halten wir unsere Kinder und erzählen von dem warmen Geleichte dieser Stunden.

Wir müssen immer wieder nur danken.

Wir bitten aber weiter in Demut: Herr, erhalte und wache immer über unserer Gemeinschaft; Herr, stärke jeden von uns in Liebe und Treue! und: Herr, gib dem, den du in deiner Gnade uns zu führen vorangestellt hast, ewigen Regen.

Das ist unser stilles Gebet in dieser weihnachtlichen Stunde.

Pflege heimischer Weihnachts- und Neujahrsbräuche durch die Schulen im Stadt- und Landgebiet Bentzen DC.

Von Alfons Perlick

Der Bildungs- und Erziehungswert bodenständigen Brauchtums kann nur dann zur vollen Auswirkung gelangen, wenn vor allem die Auswüchse, Unsitten und Mißbräuche beseitigt werden und unsere junge Generation immer wieder Anleitung empfängt, Bräuche als ehrwürdige sinnbildliche Handlungen aufzufassen. Die Weihnachtszeit gibt gerade für diese Art volkskundlicher Erziehung grundlegende Möglichkeiten. Die mitgeteilten Hinweise werden aber nur dann das gewünschte Ergebnis zeitigen, wenn jede Schulzelle sich darüber klar ist, daß die ernste Durchführung der gestellten

kleinen Aufgaben verpflichtende wertvolle Pflege von Volksgut und Volkstum ist. Nur wenn die Schule anfängt, sich der Notwendigkeit dieser Arbeit am Volke bewußt zu werden, kann hier zur Gemeinschaft hin aufgebaut werden. Die Begriffe Volk, Volkstum, Volksgut, Volkskunde . . . bleiben dann nicht nur leere Schlagwörter, sondern erhalten endlich Natürlichkeit und Lebendigkeit.

Für die Weihnachtszeit 1935 haben folgende Bestimmungen Gültigkeit:

I. Der Drei-Königs-Umgang.

1. Der Umgang der Drei-Königs-, Herodes- oder Christi-Geburtsspieler ist im Benrather Stadt- und Landgebiet nunmehr verboten.

2. Das Umherziehen ist nur der Jugend gestattet, die einen Ausweis mit dem Stempel des NEB oder der Schulleitung vorweisen kann.

a) Dieser Ausweis wird in jeder Schule nur 3 Gruppen zu je 3 Mitgliedern verabreicht (3 Königs- und 1 Christi-Geburtsspiel) und zwar nur an die Schüler, die bedürftig sind und von dem volkskundl. Obmann oder Leiter der Schulzelle den Nachweis erbracht haben, daß sie Lied und Text in ihrem Spiel würdevoll beherrschen und in einer dem Brauch entsprechenden einwandfreien Kleidung auftreten.

b) Für das Stadtgebiet werden im Oberschleischen Landesmuseum 2 Schulungstagungen eingerichtet, um die dafür in Frage kommenden Kinder in der Handhabung des Brauchtums zu unterweisen. Die Schulungen finden statt: Am Freitag, den 13. Dezember und am Freitag, den 20. Dezember von 14 $\frac{1}{2}$ bis 17 $\frac{1}{2}$ Uhr im Seminar für obereschl. Landesvolkskunde (Landesmuseum, 2. Stock, Zimmer 67).

c) Aber jede Schule möge ihre Ehre darin sehen, die Ausführung der Spiele ihren besten Kräften übertragen zu haben, damit auch in dieser Form die Leistungsfähigkeit der Schule zum Ausdruck kommt und eine weitere Bindung der Schule mit Volk und Elternhaus erfolgen kann.

d) Das Umherziehen der Gruppen ist nur in der Zeit vom 24. 12. bis 6. Januar gestattet.

e) Für den Umgang kommt nur der zu der Schule gehörende Bezirk in Frage. Im Stadt-

bezirk werden auf dem Ausweis die Straßen verzeichnet. Das Umgehen muß um 19 Uhr beendet sein.

f) Es steht der Schule frei, in der Weihnachtszeit auch die Gruppen durch andere Schüler ablösen zu lassen, doch dürfen täglich nur 3 Gruppen der Schule unterwegs sein.

g) Am sinnvollsten wäre es, wenn die einzelnen Gruppen angesetzt würden, um bei dieser Gelegenheit für die Winterhilfe zu sammeln. Selbstverständlich könnte auch nur ein Teilbetrag des Erlöses an die Winterhilfe abgeführt werden. Doch müßte sich der betr. Schulzellenobmann in jedem Falle mit der örtlichen NEB in Verbindung setzen. Die Umstellung des Brauchtums auf das Gabenerbitten für notleidende Volksgenossen gäbe diesem Heischgang eine neue Sinngestaltung und eine gesteigerte Berechtigung, es zu betreiben.

h) Geschäfte, Lokale usw. dürfen mit dem Ausweis auf keinen Fall betreten werden. Für eine geeignete Anleitung bezügl. des Benehmens beim Eintritt und Verlassen der Wohnung ist Sorge zu tragen.

i) Die Polizei ist von dieser Handhabung des Brauches in Kenntnis gesetzt und um Mithilfe gebeten worden.

II. Das Weihnachts- oder Neujahrs-Schießen.

1. Das Weihnachts-, Neujahrs-schießen bezw. Knallen ist der Schuljugend auf Straßen, Höfen und öffentlichen Plätzen innerhalb des Stadt- und Dorfgebietes zu untersagen.

2. Auf Unglücksfälle, die beim Schießen eintreten können, ist hinzuweisen.

3. In Bauernhöfen ist die ursprüngliche Form des Knallens mit eigens dazu angefertigten Knallpeitschen gebräuchlich. Gegen diese Art, (in geschlossenen Gehöften) seiner Freude Ausdruck zu geben, ist nichts einzuwenden.

III. Das Weihnachts-singen.

1. Recht wertvoll wäre es, wenn das Weihnachts-singen am 24. Dezember seitens der Schulkinder in Stadt und Land wieder allgemeiner Brauch würde.

2. Jede Schule läßt unter Leitung eines Amtsgenossen an diesem Tage von 12-1 $\frac{1}{2}$ Uhr vor

dem Schulgebäude von den Kindern, die sich freiwillig dafür zur Verfügung stellen, Weihnachtslieder singen.

3. In dieser Zeit kann auch ein einfacher ungeschmückter Weihnachtsbaum vor der Schule aufgestellt finden. Das Hochhalten eines aus Pappe gefertigten großen Sternes oder einer großen Sonne in der Sängerguppe wirkt recht sinnvoll.

IV. Glückwunschs schreiben am Weihnachts- und Neujahrstage.

Die beiden Festtage geben den Kindern Gelegenheit, den Eltern in schriftlicher Form Glückwünsche zu überreichen. Schrift, Ausgestaltung und Schmuck des Bogens in jeder Art lassen die schöpferischen Leistungen des Kindes mannigfach zum Ausdruck bringen. Die Arbeit der Schule findet in dieser Form wertvolle Verwendung für festliches Brauchtum in der Familiengemeinschaft. So wird es gerade jetzt vor Weihnachten angebracht sein, die Kinder auf diese Form des Glückwunschs hinzuweisen und ihnen mit Anleitungen und Vorbereitungen beizustehen.

Sprechchor: Deutscher Glaube

1. Stimme: Ein Volk! -
2. " Ein Führer! -
3. " Ein Wille! -
4. " Ein Reich! -
Gesamt: Wir jubeln und danken
und schwenken die Fahnen.

1. Stimme: Ein Sorgen! -
2. " Ein Hoffen! -
3. " Ein Denken! -
4. " Ein Schrei!
1/4. d. Stimmen: Wir bauen Deutschland! -
2/3. " Wir schaffen uns frei! -
3/4. " Wir legen mit heiligem Glauben
den Samen.
4/4. " Wir schwören und streiten und
fügen den Rahmen
Gesamt: Der einigen Bürde -
Zu Deutschlands Würde!

1/4. d. Stimmen: Und in dem gewaltigen Sturm
Tretet den niederen Wurm,
Der aus der Feigheit Geschwäß,
Volk, Deine Ehre verlegt!

2/4. d. Stimmen: Brennet das Hiere und Eatie;
Reißt hoch das Schwanke und
Matte!

3/4. " Haltet das edle Vermächtnis!
Ewig und rein im Gedächtnis!

4/4. " Reichet den Brüdern die Hände!
Gesamt: Deutschland! - Der Zeiten Wende
fordert ein hartes, ein ganzes
Geschlecht!

Deutschland! - Dein Kämpfen
ist Glauben, ist Recht!

1. Stimme: Ein Volk! -
2. " Ein Führer! -
3. " Ein Wille! -
4. " Ein Reich! -
Gesamt: Wir jubeln und danken
Und schwenken die Fahnen!

1. Stimme: Ein Folgen! -
2. " Ein Wirken! -
3. " Ein Glauben! -
4. " Ein Schrei!

1/4. d. Stimmen: Wir wollen Deutschland!

2/4. " Wir werden frei!
3/4. " Wir setzen die Hut an die heiligen
Saaten; -
4/4. " Wir fügen das Blut zu gewaltigen
Laten!

Gesamt! Wir kämpfen um Frieden
Und werden siegen! A. St.

Volkskundliche Feierstunden mit „Kraft durch Freude“

in der Hochschule für Lehrerbildung
in Benthien OC

Anfangs war es nur eine kleine Schar, die sich an den Dienstag-Abenden in der Hochschule für Lehrerbildung zu einem gemeinsamen Feierabend zusammensand; doch der Leiter der Feierabendstunden der NSG „Kraft durch Freude“, Prof. Perlick, baute mit seiner studentischen Arbeitsgemeinschaft „Student und Arbeiter“ die Abende so vergnüglich und voll harmloser Fröhlichkeit aus, daß die Zahl der Teilnehmer ständig im Wachsen begriffen ist und heute schon der in der Hochschule zur Verfügung stehende Raum zu klein wird. Wer sich einmal nach des Tages einförmiger Arbeitslast an der

jungen Frische und Lebendigkeit dieser Feierabendstunden erquickt hat, kommt gerne immer wieder und bringt noch Arbeitskameraden mit, die nach Überwindung der ersten Schüchternheit bald ebenso eifrig beim Volkstanz sind wie die Langgewohnten. Denn wie der Tanz von den Urgründen des Menschengeschlechts an in enger Verbindung mit den ersten musikalischen Äußerungen als Kulthandlung und später in gelockter Form als Ausdruck festlicher Freude früher als Bild und Wort die erste Kunstausübung der Menschen überhaupt ist, so ist heute der Tanz in der Volkskunst nicht mehr fortzudenken. Diese Feierabendstunden aber holen die Kraft ihrer Erholung und Freude aus dem bedingungslosen Aufgehen in würzlechter Volkskunst, mag sie nun im Volkstanz, Volkslied oder in Einzelvorträgen liegen, die, der lustigen Stimmung angemessen, sich an den gesunden Volkshumor wenden.

Mit welcher Hingabe an dem unbezahlbaren Trost dieser Feierabendstunden die jungen Mädel und Burschen hängen, zeigt sich bei einer Stichprobe, die in Frage und Antwort ein Bild schöner Volksgemeinschaft gibt. Da tanzen junge Kumpels, die manchmal direkt von diesen Abenden zur Nachtschicht in die Grube gehen, mit Studierenden der Hochschule, junge Kaufleute und Verkäuferinnen, die ihren aufstrengenden Dienst von 8-19 Uhr hinter sich haben, und alle sind sich darin einig, daß neben der Gemeinsamkeit dieser Abendstunden der Einblick in die gegenseitigen Lebenslagen zu dem Verständnis verhilft, das heute jeden Volksgenossen mit Achtung vor dem Lebenswerk des anderen erfüllt.

Wie es zu einer richtigen Tanzerei gehört, sind „die Fiedel und der Brummelbaß“, ein nimmermüdes Klavier und das beliebte Schifferklavier zur Stelle und jagen die tanzenden Paare im schnellen Takt gehörig durcheinander. Manchmal müssen die Buben auch allein daran glauben und in einem mittelalterlichen Mämmertanz alle entschlossene Gewandtheit zur Hand nehmen, wollen sie die schnellen, den Alpertänzen ähnelnden Bewegungen taktgerecht nachkommen. Doch auch den Mädeln wird nichts geschenkt, lachend haben sie sich flink in den Rhythmus eines neuen Tanzes

aus der schlesischen Heimat, den nordischen Gauen oder dem entfernteren Kuländchen gefügt. Dann wieder steht plötzlich ein Student in der Mitte des Saales und leitet ein paar kurze, kanongleiche Volkslieder, oder zur Erholung der Tanzenden bringt ein Sprechchor knappe, einträgliche Sätze von dem neuen Wollen der Jugend. Beherzte Deklamatoren, meist aus den Reihen der Studierenden, bringen scherzhafte Vorträge mit überraschenden Abschlüssen, die mit Beifall und Lachen belohnt werden. Es gibt keine Lücke oder Pause in dem flotten Hintereinander dieser Feierabendstunden, und da jeder nach besten Kräften sein Scherflein zur allgemeinen Fröhlichkeit und Entspannung beizutragen bemüht ist, wächst aus dem anfänglich nur losen Zusammenfinden eine Feierabendgemeinschaft junger Menschen, die heute schon mit Ungeduld das Ende der bevorstehenden Semesterferien erwartet, während der die Feierabendstunden ruhen.

Vielleicht werden dafür am kommenden Dienstag, dem letzten Feierabend vor dem Schluß des Sommersemesters der Hochschule, abendliche Spaziergänger der Beuthener Promenade plötzlich ein frohes Völkchen bei Musik und Volkstanz im Freien finden und sich, wie die Besucher der Feierabendstunden in der Hochschule, selber von dem volkhaft verankerten Geist dieser Gemeinschaft überzeugen können, - denn die Feierabendstunden der NSG „Kraft durch Freude“ werden in Zukunft ab und zu aus der Geschlossenheit des Tanzraumes hinaustreten und im Freien den Volksgenossen zeigen, wie sich unsere neue Zeit die Kraft zur täglichen Arbeit aus der gesunden Freude holt, die uns aus dem Trost unseres Volkstums entgegenstrahlt. Die Arbeitsgemeinschaften „Student und Arbeiter“ und „Student und Bauer“ der Hochschule für Lehrerbildung haben damit bereits verheißungsvoll angefangen; manches Dorf unseres ober-schlesischen Industriebezirks weiß von Sonntagbesuchen der Studenten als Freudebringer zu berichten.

(E. B. in der Ostdeutschen Morgenpost vom 4. Juli 1935, Nr. 182.)

Volkshundliche Sonderausstellungen im Oberschlesischen Landesmuseum¹

Von Alfons Perlick

4. Uniformbilder ober-schlesischer Truppenteile im 18. und 19. Jahrhundert.

(Monat Scheiding.)

Uniform und Tracht stehen in mannigfachen Wechselbeziehungen zueinander; die Kostümkunde hat hier die Aufgabe, jeweilige Abhängigkeit, die sich zwischen Militärkleidung, bürgerlicher Kleidung und bäuerlicher Gewandung bemerkbar macht, durch die einzelnen Jahrhunderte zu untersuchen.

In den vielen ausgelegten zeitgenössischen Darstellungen kommt die bunte gefällige Pracht der preuß. Soldatenkleidung des 18. und 19. Jahrhunderts zum Ausdruck. In Verbindung mit einigen beigelegten Waffen gibt das Material nicht nur eine Übersicht über die Entwicklung der ober-schlesischen Wehrmacht, sondern wird in dieser Anordnung geradezu lebendige Geschichte. In besonderer Weise werden die Schlesischen Kriege der friderizianischen Zeit und die Kämpfe in den Freiheitsjahren wieder in Erinnerung gerufen. Die Infanterie der einzelnen Standorte ist mit einigen Beispielen vertreten. Offiziere des Infanterie-Regiments Nr. 23 aus der Zeit um 1830 (Neisse, Krappitz, Cosel) zeigen noch den langen Rock und die hohen Tschakos der Befreiungskriege. In der Offizierskleidung der ober-schlesischen Füsiliers- und Musketier-Regimenter um 1750-90 der Coseler und der Neisser Garnisonen kommt die starke Abhängigkeit von der Galanterie-Tracht jener Zeit zum Ausdruck. Reich vertreten sind die Abbildungen ober-schlesischer Reiter-Regimenter. Ulanen-Uniformen des Regiments Nr. 2, das 1819 auch in Beuthen garnisoniert war, Grottkauer Uniformen des Kürassier-Regiments von Senditz aus der Zeit Friedrichs der Großen, die weißen Uniformen der Ratiborer und Oppelner Kürassiere des 18. Jahrhunderts vermitteln den Eindruck von einem starken ober-schlesischen Garnisonsleben dieser Jahrzehnte. Als eigentliche ober-schlesische Reitertruppenteile galten aber von jeher die

Husaren-Regimenter. Das Husaren-Regiment Nr. 3 von Wartenberg lag in den Standorten Kreuzburg, Pitschen, Guttentag... In den Schlesischen Kriegen zeichnete es sich u. a. bei Pleß (1744) und Groß-Strehlitz (1745) aus. Durch die Kapitulation von Ratkau (1806) kam die Truppe zur Auflösung und ging im 6. Husaren-Regiment von Goeßen auf. Die „Grünen Husaren“ standen zunächst in Oberglogau, Oppeln, zuletzt in Leobschütz und Ratibor. Graf Goeßen hatte sich besonders durch die Verteidigung von Schlesien große Verdienste erworben. Dem ober-schlesischen Volke aber stand das alte Husaren-Regiment Nr. 6 von Werner noch näher. In den friderizianischen Zeiten lag es in Pleß, Larnowitz, Rybnik, Loslau, Beuthen... in Garnison. Paul von Werner, der übrigens von Lessing für seinen Wachtmeister Paul Werner zum Vorbild genommen war (Minna von Barnhelm), stammte aus Ungarn, wurde von Friedrich II. aufgenommen und erhielt als Oberst-Lieutenant eine Schwadron (1752). Seine erste Gattin liegt hier in Beuthen begraben. (1754). General v. Werner kaufte späterhin 1760 die Güter Preiswitz, 1766 Bujakow und Cheschlau, 1779 Ziemienitz und 1783 die Herrschaft Witschin. Dieser volkstümliche General der friderizianischen Zeit ist 1785 in Gleiwitz beigesetzt worden. 1806 ging das Regt. in die Schill'sche Formation über. 1808-1812 standen diese braunen Husaren abwechselnd in Ratibor, Gleiwitz und Oppeln... Vom Februar bis Juli 1863 haben sie in Beuthen und Umgegend zur Bewachung der ober-schlesischen Grenze (polnischer Aufstand) Quartier genommen. Seit 1889 trägt das Regt. die Bezeichnung von Schill. Auch Ferdinand v. Schill ist eigentlich Ober-schlesier. 1784 kaufte sein Vater die Rittergüter Ober- und Nieder-Godow b. Lublinitz. Hier wuchs der kleine Ferdinand auf. Dorf-bewohner berichteten, daß er hier schon als Knabe ein verwagener Reiter gewesen war, der zum Schrecken des Dorfes oft auf den wildesten Pferden und ohne Sattelzeug über breite Gräben und hohe Zäune setzte. Ein Hügel in der Nähe des Dorfes war besonders zum Spielplatz seiner kriegerischen Spiele, von welchem mancher Bauernknabe mit blutigem Kopfe heimkehrte. Schill fiel bei der Erstürmung von

¹ Vgl. Heft 7-8, S. 7

Stralsund am 31. Mai 1809. Sein Haupt ist in Braunschweig beigelegt. Mit weiteren Bildern, die die Entwicklung der Uniformen oberschlesischer Pioniere zeigt, schließt diese erlebnisreiche Schau.

Volkstänze des Oberglogauer Landes

Von Franz Pudolke

Die Heimatforschung wäre unvollständig, wenn sie Volkslied und Volkstanz nicht beachten wollte. Es ist die letzte Stunde, das Erbe unserer Vorfäter vor der Vergessenheit zu retten. Nur spärlich noch sind die Quellen vorhanden, aus denen wir das so reich gestaltete musikalische wie tänzerische Erleben unserer Voreltern erschließen können.

Im Jahre 1925 schlossen sich idealgesinnte junge Deutsche zum Finkensteiner Bund zusammen, der, auf überparteilicher Grundlage aufgebaut, das Deutsche Volk zu einer geistigen Neuformung führen wollte. Er lehrte „den Weg zu finden zu seinem besseren Ich und zu Reichtümern, die unter Schutt und Asche tief verborgen liegen“. Volkslied und Volkstanz waren die Mittel, die eine Wiedergeburt unserer kranken Volksseele herbeiführen sollten. So entstand die deutsche Volkslied- und Volkstanzbewegung, die heute erst im nationalsozialistischen Reich in ihrer Bedeutung allgemein anerkannt wurde.

Bereits im Jahre 1926 war auch in Oberglogau eine Singgemeinde vorhanden. Wir sangen und tanzten im fröhlichen Kreis des Abends im Garten oder auf der Wiese oder im kleinen Heim die Volkslieder und Volkstänze, die die ersten Veröffentlichungen des Finkensteiner Bundes boten. Es waren norddeutsche und schwäbische Volkstänze, also Tänze anderer Gauen, die wir notgedrungen tanzen mußten. Bei den Heimatfesten empfand ich immer, daß uns dazu Heimate Tänze fehlten. Da drängte sich mir mit unwiderstehlicher Gewalt die Frage auf: Gibt es auch oberschlesische Volkstänze? Sollten wir Oberschlesier ärmer an diesem Kulturgut sein als die übrigen Landschaften Deutschlands? Im Jahre 1928 begann ich mit der Sammelarbeit der oberschlesischen Tänze. Nach siebenjähriger

stematischer Tätigkeit kann ich heute einen umfassenden Überblick über die Forschungsergebnisse aus dem Oberglogauer Lande bringen. (Im ganzen sind ca. 200 Tänze einschließlich Langmelodien aus Oberschlesien gesammelt worden.)

A. Paartänze

Der Sperlingstanz: Thomnis, Gläsen, Eyßlau, Schelis.

Froschtanz: Groß-Nimsdorf, Eyßlau, Lonschick, Schelis.

Hühnerschare: Krappitz, Groß-Nimsdorf, Leisniz, Eyßlau, Schelis.

Taubentanz: Rosnochau, Schelis.

Flohtanz: Deutsch-Probnitz.

Rage und Maus (Reigenpiel): Deutsch-Müllmen, Schelis.

Schmiedetanz: Krappitz, Schelis.

Schustertanz: Eyßlau, Stöblau.

Schäferstanz: Rosnochau, Schelis.

Schornsteinfegertanz, auch Besentanz genannt: Oberglogau.

Kavallerie-Galopp: Oberglogau, Groß-Nimsdorf, Schelis.

Ulanertanz: Groß-Nimsdorf, Schelis.

Zigeunertanz: Schelis.

Großvaterstanz: Krappitz.

Siehste wohl, da kommt er: Oberglogau, Thomnis, Schelis.

Noch ein Stückel weiter: Schelis, Groß-Nimsdorf, Krappitz.

Herr Schmid: Oberglogau, Krappitz, Deutsch-Rasselwitz.

Judenländer: Thomnis, Schelis.

Judenpolka: Fröbel.

Hippe-Polka: Oberglogau, Deutsch-Probnitz, Schelis.

Manchester: Groß-Nimsdorf.

Marchwalzer: Schelis.

Menuettwalzer: Oberglogau, Schelis.

Doppelrheinländer: Krappitz.

Wenzl kommt oder Monika: Rosnochau, Krappitz, Schelis.

Dreifuß: Schelis.

Der Zweitritt: Krappitz, Groß-Nimsdorf.

Spazierpolka: Groß-Nimsdorf, Deutsch-Probnitz.

Der Klopfer: Groß-Nimsdorf.

B. Dreiertänze

Es sind die Tänze zu dreien. Der Bursche steht zwischen zwei Mädchen. Diese Tänze führen auch den Namen Dreiländer oder Einhalbpaartanz, in der Neustädter Gegend heißen sie Dreierle.

Hierzu gehören:

Reut euch des Lebens: Oberglogau.

Schwefelhölzle: Dobersdorf, Gläsen.

Katertanz: Groß-Nimsdorf.

Taschentücheltanz: Deutsch-Probnitz, Gläsen.

C. Gruppen- oder Figurentänze.

Es sind dies die ältesten Volkstänze. Dabei tanzt immer eine bestimmte Gruppe von 6, 8 oder 9 Personen. Sie stellen eine Figur dar, einen Stern, ein Kreuz, eine Kette oder eine Kasse.

Der Regeltanz, Tanz zu 4 Paaren und einem Burschen als Regelfönig: Groß-Nimsdorf, Kröbel, Krappitz, Gläsen, Bütz, Schelitz.

Der Ulanertanz, Tanz zu 4 Paaren: Groß-Nimsdorf.

Kreuztanz, Tanz zu 4 Paaren: Krappitz.

Maibaumtanz, Tanz zu Vieren: Krappitz.

Lampet, Tanz zu 4 Paaren: Krappitz.

Welch buntes Bild bieten diese zahlreichen Volkstänze! Wie armselig muß daneben sich der moderne Tanz unserer Tage fühlen!

Die Volkstänze des Oberglogauer Landes sind als oberschlesische zunächst in Oberschlesien in mannigfachen Varianten verbreitet, womit natürlich nicht gesagt ist, daß ihr Ursprung immer oberschlesisch sei.

Aber gerade aus dem Auftreten mancher Tänze in anderen deutschen Gauen lassen sich die Beweise der Deutscheit unserer Volkstänze erbringen.

Der Judenländer wie auch die Judenpolka und der Dreiertanz Schwefelhölzle finden sich in Österreich wieder. Die Hühnerscharre, die schlesischen Ursprungs ist, kommt im gesamten deutschen Sprachbereich vor. Der Laubentanz ist ähnlich in der Bielitz-Bialaer Sprachinsel aufgezeichnet worden. Schäfertänze sind auch in Mittel- und Süddeutschland bekannt. Die Handklatschfolgen des in Schelitz vorgefundenen Schäfertanzes gleichen denen des Zimmermannklatsches der Zimmerleute aus der Lüneburger Heide.

Der Regeltanz, der Lampet, der Manchester sind unter den norddeutschen Tänzen wiederzufinden.

Die Tänze des Oberglogauer Landes zeigen die gleiche Stammesart wie die übrigen oberschlesischen Volkstänze. Auffallend häufig ist die Benennung nach Tieren. Es zeugt dies von der Naturverbundenheit des Oberschlesiens. Dabei ahmt er gern die charakteristischen Bewegungen der Tiere nach. Im Frochtanz, der nur von Männern getanz wird, hüpfen die übermütigen Tänzer wie Frösche auf dem Tanzboden herum. In der Hühnerscharre wird das Scharren der Hühner, im Laubentanz das Hüpfen der Lauben, im Flohtanz das Hüpfen der Flöhe, im Kasse-und-Maus-Spiel das Jagen der Kasse nach der Maus nachgebildet. Sehr fein ist im Gänserichtanz das Abbild des Gänserichs gelungen. Die Burschen schreien mit hoher Stimme „Zischichich“ und recken den Hals hin und her wie der Gänserich. Im Sperlingstanz ist die kecke Art des Sperlings auf das schalkhafteste Liebespiel der Paare übertragen.

Für die musikalische Begabung des Oberschlesiens spricht die Tatsache, daß die meisten Tänze oft auf engstem Raum in mannigfachen Varianten auftreten, über deren Vielgestalt und Schönheit man überrascht ist. So gelang es, innerhalb des Oberglogauer Landes 5 verschiedene Melodien zur Hühnerscharre, sieben Melodien zum Regeltanz, 4 Varianten zum Sperlingstanz, 3 zum Menuettwalzer und 3 zum Schwefelhölzle aufzuzeichnen.

Beim Sammeln der Tänze fand ich stets großes Verständnis und liebevolle Aufnahme. Inmitten der Arbeit tanzten und spielten oder summten mir die gutmütigen Alten ihre Tänze vor. So war es einmal auf dem Felde, wo der Landmann die vom Sturmwind umgeworfenen Puppen aufstellte, ein andermal auf dem Hofe beim Dreschen, in der Eisenbahn, während der Feierabendstunde vor dem Häuschen, in der Küche beim Kochen. Manchmal konnten nur Bruchstücke mitgeteilt werden, hier ein Melodienmotiv, da eine Tanzbewegung, zuweilen war nur der Name eines Tanzes bekannt. Da galt es dann, mühsam zu forschen, bis ein solcher Tanz vollständig beisammen war. Gar

leicht sind die Tänze dem Gedächtnis entschwunden, besonders wenn sie selten und seit längerer Zeit, manchmal seit 30 und mehr Jahren nicht gespielt und getanzt worden sind. Von einem unserer schönsten Tänze, dem Taschentücheltanz, wußte sein Vorsänger nicht den Anfang der Tanzmelodie: „Ja, ich kenne den Tanz, wenn mir nur einer den Anfang sagen wollte.“ Da war guter Rat teuer. 2½ Stunden mühten wir uns ab, die Erinnerung an die Melodie wiederzugewinnen. Auch alle alten Musiker der umliegenden Ortschaften wußten die Taschentücheltanzmelodie nicht; sie erinnerten sich nur daran, daß vor vielen Jahren ein solcher Tanz üblich gewesen sein soll. Ich gab die Hoffnung nicht auf, fuhr nochmals zu dem Mann hin und summte ihm alle mir bekannten Tücheltanzmelodien anderer deutscher Gauen vor, plötzlich fuhr er auf und sagte: „Nein, so geht das nicht, aber so: Und dann trillerte er die schöne Melodie nur so herunter, daß sie alsbald aufgezeichnet werden konnte und der Nachwelt erhalten bleibt. Oft reicht die Überlieferung der Tänze innerhalb mancher Musikkfamilien bis nachweislich in die 3. Generation zurück.

Durch die Drucklegung der obererschlesischen Tänze im Bärenreiterverlag zu Rassel ist zu hoffen, daß die Volkstänze des Oberglogauer Landes zu Ehren kommen und als ein Ausdruck der deutschen Kultur Oberschlesiens zu neuem Leben erstehen.

Zur Volkskunde des obererschlesischen Industriearbeiters

Es ist notwendig, das Volkstum des obererschlesischen Industriearbeiters in seinem ganzen Umfange zu untersuchen, um einen Überblick über die Eigenart der Verhältnisse zu erhalten und die Grundlage zu schaffen, in diesem Lebenskreis Fragen der Heimat und des Volkstums neu auszurichten. Im Oberschlesischen Landesmuseum wird deshalb eine neue Abteilung „Lebenskreis der obererschlesischen Industriearbeiter“ eingerichtet. Auch in dem „Oberschlesier“ (Märzheft 1935) ist versucht worden, bereits einige Stoffe und Richtlinien aufzuzeigen, die für die Weiterarbeit

auf diesem Gebiet wesentlich sind. (Auch als Sonderheft in der Schriftenreihe der „Vereinigung für Oberschlesische Heimatkunde“ H. 15 erschienen: Perlick, Vom Volkstum des obererschlesischen Industriearbeiters 1935.) Es wäre nun sehr verdienstlich, wenn wir aus allen Kreisen Hinweise, Beiträge, Ergänzungen . . . erhalten können, damit einmal die Möglichkeit gegeben wird, bald eine geschlossene „Volkskunde des obererschlesischen Industriearbeiters“ vorzulegen. Im folgenden sollen nun laufende Mitteilungen zu diesem Stoffgebiet veröffentlicht werden. Perlick.

1. Kann eine Darstellung des heutigen Arbeiters überhaupt, und des obererschlesischen Industriekumpels im besonderen, vollständig sein, wenn sie die Stellung zu seinem Sport nicht berücksichtigt? Hängt heute der Kumpel nicht geradezu fanatisch an seinem Fußball, und ist nicht gerade deshalb der obererschlesische Sport führend in Ostdeutschland? Bei wichtigen Spielen läßt sich der Arbeiter das Ergebnis bis zur 800 m Sohle telefonisch durchfragen, denn so gespannt ist er darauf. Wir können das nicht entfernt so empfinden wie gerade der Arbeiter aus dem Volke, für den solche Erholung „Kraft durch Freude“ bedeutet. Das sportliche Leben nimmt beim Kumpel heute einen größeren Raum ein als selbst das religiöse Leben, vom Kino ganz zu schweigen. Und das wird wahrscheinlich bei der künftigen Entwicklung noch ausgeprägter sein.

Dr. Honisch-Ratibor.

2. Zu dem „Wörterbuch der Arbeitersprache im obererschlesischen Industrieraum“.

(Zu „Oberschlesier“ 3, 1935, 152-156).

Auf Seite 154 heißt es über die Kohle vor Ort im 3. Absatz:

„Die Kohle ist grün“, d. h. der Ort gibt nicht reichlich.

Die Redensart mag richtig sein, doch heißt es bergmännisch nicht der Ort, sondern das Ort, worunter jede Arbeitsstelle zu verstehen ist, an der Kohle gewonnen wird. Dabei ist es gleichgültig, ob es sich um einen Pfeiler-, Streb- oder Streckenbetrieb handelt.

Im vierten Absatz derselben Seite wird von Verbindungsklüften der Kohle gesprochen, die sich infolge starken Gebirgsdruckes mit lauten Knall lösen sollen. Das ist so nicht richtig. Diese Klüfte oder Lagen sind Druckklüfte, die infolge des Jahrtausende und Jahrmillionen währenden statischen Druckes der hangenden Gebirgsschichten entstanden sind und bei der Gewinnung der Kohle sichtbar und für die Gewinnung nutzbringend verwertet werden. Diese Drucklagen oder Druckklüfte heißen auch nicht „Schlechtes“, sondern „Schlechten“.

Im 6. Absatz der Seite 154 wird im letzten Satz ganz allgemein gesagt, daß unter „Automat“ unter Lage die automatische Einrichtung zur Beförderung der Kasten (Förderwagen) bezeichnet wird. Hier fehlt die selbstverständliche Einschränkung „zur Beförderung der Kasten auf der schiefen Ebene“, d. h. im Bremsberg, denn ohne motorische Kraft kann selbstverständlich die Schwerkraft der vollen Wagen beim Abwärtsfahren die leeren Förderwagen nur auf der schiefen Ebene hochziehen. Die Bergleute und Betriebsbeamten sprechen daher wohl vom „Automaten“, meinen aber ausschließlich den „automatorischen Bremsberg“.

Auf Seite 155 muß es in der zweiten Zeile oben natürlich nicht „über Soll“, sondern „über Coll“ heißen, wobei als „Coll“ diejenige Collzahl an Förderwagen zu verstehen ist, die im Bedinge für den einzelnen Arbeitspunkt festgesetzt wurde.

Im 3. Absatz der Seite 155 wird gesagt, daß der Oberhauer beim Herannahen des starken Lichtscheines zu eifriger Arbeit auffordert. Das ist nicht richtig. Im obererschlesischen Bergbau ist der Oberhauer immer Aufsichtsperson und hat selbst eine Lampe mit starker Blende, wie sie der Steiger hat und die oft „Blenda“ genannt wird. Eine besondere Aufforderung beim Herannahen einer Blenda gibt daher nicht der Oberhauer, sondern der Ortsälteste der Kameradschaft an seine Kumpels. Dabei wird diese Aufforderung sicher wohl beim Herannahen des Steigers als auch des Oberhäuers gegeben.

Auf Seite 156, 2. Absatz wird behauptet, daß man „nur in der Knappschaft ist, weil man

miten immer knapp mit dem Leben davon kommt“. Das ist vollkommen irreführend. Die Knappschaft und auch das Wort „Knappschaft“ hängt zweifelsohne mit den Knappschaften des Mittelalters als Vorläufer der mittelalterlichen Innungen zusammen und kann so einfach wie hier unmöglich gedeutet werden. Auch das polnisch an klingende „Knappschaft“ geht sicher auf die alten Knappschaften des Mittelalters zurück.

Auf Seite 156, 3. Absatz wird gesagt, daß die Arbeiter auch gern einen „steifen“, d. h. billigen Grog trinken. Auch das erscheint mir nicht richtig, denn unter einem „steifen“ Grog versteht der obererschlesische Bergmann einen mit recht viel Alkohol, der natürlich auch billig sein muß. Das Kennzeichen für den steifen Grog ist aber nicht der Preis, sondern der Alkoholgehalt. Pyrkosch-Gleiwitz.

Zur Rundfrage „Sankt Urban“

(Vgl. Oberschlesische Volkskunde 4, 1932, S. 4-6, 10.)

Es gibt mehrere Heilige mit dem Namen Urban. Ich nehme an, daß der heilige Papst Urban, in Deutschland Patron der Weingärtner - Tag: 25. Mai - gemeint ist.

Dürfte wohl in OS. nicht häufig sein, da Weingärtner-Patron.

Gute Darstellung in Ullersdorf, Kreis Sohrau, N. L. (Dieser Teil war bis 1815 niederschlesisch!)

In der zugefügten Predella des Flügelaltars der evangelischen Kirche zu Nieder-Ullersdorf, Kreis Sohrau, ist eine Halbfigur dieses Urban erhalten. Als Papst mit dreifacher Krone, in der Hand ein Buch, auf diesem eine große Weintraube. . . Der Altar selbst ebenfalls spätgotisch, einer der besseren, signiert: M. E. 1519. Mehr darüber in meinen „Brandenburger Fahrten“, Band II.

Über eine Geschichte mit dem hl. Urban siehe auch mein Buch: Rothenburg und das Taubertal. Da hatten die Weingärtner bei der Prozession den heiligen Urban in die Wette - den Feuerbach - geworfen, weil er den Wein hatte erfrieren lassen.

Darstellungen auch sonst noch einige, siehe Otte, Handbuch. Werner Köhler-Berlin.

„Vorbei Mandowski“

(Vgl. Oberschles. Volkskunde 6, 1934-35, 15-16.)

4. Um die Jahrhundertwende lebte hier in Rybník der Brauereibesitzer Mandowski. Er war ein angesehenener und wohlhabender Mann, der seinen Besitz durch Ankauf einer zweiten Rybníker Brauerei und anderer Liegenschaften sehr rasch vermehrte. Zu allem Überfluß gewann er in den Jahren 1903 oder 1904 noch ein Viertel des großen Loses - wenigstens behauptete er das - und schaffte sich für das Geld einen Autolastzug an, der damals für Rybník etwas Unerhörtes bedeutete und allgemein befaunt wurde.

Über Nacht brach das Unternehmen, das wohl nie eine gesunde Grundlage gehabt hatte, zusammen. Mandowski verschwand plötzlich aus Rybník, und in seinen Besitz teilten sich die zahlreichen Gläubiger. Gleichzeitig entstand die Redensart „Vorbei Mandowski“; ihr Deutsch ist nicht ganz einwandfrei, aber kennzeichnend für die hiesige zweisprachige Gegend, der Inhalt besagt: Es ist aus mit der Herrlichkeit. In diesem Sinne wurde und wird die Redensart auch bei unbedeutenden Anlässen angewandt, wie beispielsweise beim Skatenspiel in dem Augenblick, in dem die Gegenpartei 60 Augen erreicht, der Spieler also verliert.

Die Abwanderung zahlreicher Rybníker Bürger nach der Abstimmung mag zur Verbreitung der Redensart viel beigetragen haben.

Banczyk.

Der Barbaraturm in der Pfarrkirche zu Gröbzig, Krs. Leobschütz OS

Ein Barbaraturm läßt uns sofort vermuten, daß in der betreffenden Gemeinde Bergleute wohnen, oder daß hier früher Bergbau getrieben wurde. Bei Gröbzig trifft weder das eine noch das andere zu.

Barbara ist die Schutzpatronin der Sterbenden. Aus diesem Grunde haben sie die Berg-

leute, die in dauernder Lebensgefahr schweben, zu ihrer Schutzheiligen gemacht. So hat man auch hier in Gröbzig in derselben Meinung im Jahre 1698 eine Barbarabruderschaft gegründet. Das Zeichen der Bruderschaft ist hier die „Barbara“, der Barbaraturm. Auf einer Stange hängt der Turm in Form einer aus Luchzeug hergestellten Glocke, auf deren Spitze die Doppelfigur Barbara und Maria, mit dem Rücken aneinandergelehnt, steht. (Dann später hat man noch eine Marienbruderschaft gegründet und für sie denselben Turm beibehalten.) Vor dem Leichenzug verstorbener Mitglieder dieser Bruderschaften wird die „Barbara“ getragen; sonst steht sie an der letzten Bank in der Pfarrkirche.

Maria Richtarsky, Gröbzig, Kr. Leobschütz.

Die Barbarakapelle in Gröbzig

Von den Bruderschaftsmitgliedern und anderen Barbaraverehrern wurde 1701 am Eingang des Dorfes eine Kapelle zu Ehren der Heiligen gebaut. Am Barbaratage findet alljährlich eine Prozession dorthin statt, die mit der Einsegnung des Barbarabrunnens, der in der Nähe der Kapelle liegt, auch deshalb nach ihr benannt ist, schließt.

Maria Richtarsky, Gröbzig, Kr. Leobschütz.

Neujahrswunsch des Gesellen

Ich wünsche viel Glück zum Neuen Jahr,
kein Bewußtsein von Gefahr,
tausend Scheffel Wohlergehen,
Luft und Lieb' zum Frühaufstehen,
einen Beutel voll Dukaten,
immer einen guten Braten,
immer gutes Bier für'n Durst,
dann und wann auch eine gute Wurst;
Einen Pelz mit Borten,
gute Freunde allerorten,
das wünsch' ich Ihrem und meinem Stand,
und Sie sollen leben noch soviel Jahre
wie der Fuchs am Schwanz hat Haare.

Mitgeteilt von Stadtrat Vitomský, Ratibor.

Einbanddecke für den „Oberschlesier“

17. Jahrgang (1935).

Auch für den abgeschlossenen Jahrgang ließen wir, dem Wunsche vieler Bezieher folgend, eine besondere Jahreseinbanddecke herstellen, die gegen Einfindung von 1.- RM. bei unserer Geschäftsstelle in Oppeln zu beziehen ist (auch Einzahlung auf Konto „Der Oberschlesier“ beim Postfachamt Breslau 41382). Die künstlerische Gestaltung der Einbanddecke (Ganzleinen) verdanken wir Frau P. Kowalski-Lannert.

Wir empfehlen sehr, den „Oberschlesier“ am Schluß des Jahres binden zu lassen. So ein Jahresband ist ein wichtiges Nachschlagewerk und ein Schmuck für den Bücherschrank.

Schlesisches Jahrbuch

8. Jahrgang (1935/36), 166 Seiten, mit vielen Bildern. Verlag Wily. Gottl. Korn, Breslau I. Preis 3.- RM.

Das neue Schlesische Jahrbuch, das der Arbeitskreis für gesamtschlesische Stammeskultur herausgibt und das sich der deutschen Kulturarbeit im gesamtschlesischen Raume widmet, ist eben erschienen. Unser „Oberschlesier“ nimmt von Anfang an an den Bestrebungen des Arbeitskreises herzlichen Anteil. Eine ausführliche Würdigung des diesmal besonders umfangreichen und wertvollen Werkes geben wir in einem der nächsten Hefte. Aber wir möchten nicht verfehlen, schon jetzt mit wärmster Empfehlung auf dieses wichtige Heimatwerk hinzuweisen, über das auch die diesem Heft beigefügte Werbekarte des Verlages Korn Auskunft gibt.

Paul Habrasschka, Nach der Schicht

Verlag „Der Oberschlesier“, Oppeln. 1936. 28 S., Ladenpreis 0.80 RM.

Paul Habrasschka ist den Lesern des „Oberschlesiens“ kein Unbekannter mehr. Er ist ein typischer Oberschlesier aus dem Zweisprachengebiet, der heute noch seinen schweren Bergmannsberuf ausübt und unter Tage arbeitet. Alle schweren Mühen und Hemmungen über-

windet aber seine Sehnsucht, künstlerisch zu gestalten, das, was er als Bergmann und Oberschlesier fühlt, in dichterischer Form zum Ausdruck zu bringen. Ersttaunlich, aber auch bezeichnend, wie dieser einfache Oberschlesier die deutsche Sprache meistert.

Wir fühlten die Verpflichtung, einige der schönsten Gedichte von Paul Habrasschka als ein besonderes Büchlein herauszubringen, das von der Arbeit, den Sorgen und Mühen, aber auch den Freuden des Bergmanns berichtet, von der heimischen Natur, dem heimischen Brauchtum und der eigenen Familie. Friedrich Deml hat ein kurzes Vorwort geschrieben: „Es ist ein hoffnungsvolles Zeichen für die Sehnsucht unserer gärenden Zeit nach Schönheit und Seele, daß dichterisches Wort nicht nur aus dem Geist „der Gebildeten“, sondern auch aus dem Herzen des Volkes tönt. In den Versen des Bergmannes Habrasschka ist die Stimme des Blutes laut geworden.

Wer Form und Gebilde sucht, wird wahrscheinlich enttäuscht werden. Hier liegt, aus den Tiefen der Erde geschleudert, aus dem Schacht eines Menschen gegraben, der rohe Stoff, der Kraft und Zukunft in sich trägt.

Arbeit und Feiertag, Landschaft und Heimat, Fron und Freiheit, Kindheit und Traun, drängen zur Verkündigung und Anschauung.

Bilder und Gedanken wachsen ins Licht, wie eine oberchlesische Halde, aus Blut und Schlacke gebaut“.

Aus der Vorzeit von Groß Breslau

Sonderheft der „Altchlesischen Blätter“, Schriftleiter Dr. Fritz Geschwendt (10. Jahrg., Nr. 5). Das Gebiet von Breslau mag infolge der günstigen Lage seit der frühesten Vorzeit für eine starke Besiedlung geeignet gewesen sein. Bei den vielen und großen Schachtarbeiten, die bei einer Großstadt wie Breslau an der Tagesordnung sind, konnten im Laufe der Jahre außerordentlich viele vorgeschichtliche Erinnerungsstücke geborgen werden. Im vorliegenden Sonderheft wird darüber ein aufschlußreicher Querschnitt gegeben.

N. N. Schmidt, Der Geist der Vorzeit
Verlag Reil, Berlin 1934.

Wo kommen wir Deutschen her? Von den Germanen, gewiß. Aber die Germanen? - Schon teilen sich die Meinungen! Und weiter der Cro-Magnon? - der Neandertaler und die langen Geschlechterreihen vor ihm?

„Der Geist der Vorzeit“ von Professor N. N. Schmidt ist eine neue und eigenartige Fackel, die den dunklen Weg in die Vergangenheit zurückleuchtet. Wir kennen Waffen, Werkzeug und Geschirr, alte Feuer- und Wohnstellen und - nicht zuletzt zahlreiche Skelette dieser frühen und frühesten Menschen, aber wos Geistes Kinder sie waren, wie ihr eigener Geist in schier unendlich erscheinenden Zeiträumen heranwuchs, darüber gab es bisher nur bruchstückweise und widersprechende Deutungen. Von unten herauf läßt N. N. Schmidt den Leser die Entwicklung miterleben. Tastend fühlt seine Hand, wie langsam die fliehende Stirn des Primitiven sich zur hohen Stirnkrone des homo sapiens aufrichtet; und immer versteht es der Autor, den geistigen Werdegang klarzulegen, der dieser Entwicklung parallel läuft, beziehungsweise sich gegenseitig mit ihr bedingt.

Dem „Vormagischen“ Menschen folgt, in einer immer reicher werdenden Wirkwelt stehend, der „Magische“, dessen Schau, in zahlreiche erste Kunstwerke gebannt, uns heute noch aus dem Dunkel der Wohnhöhlen, von Fels und Gestein herab entgegenleuchtet. Endlich dann steigt an der Schwelle des geschichtlichen Zeitalters das „symbolhaft-mythische“ Weltbild herauf. Damit schließt das Werk.

Feinste Beobachtung über menschliches geistiges Werden und dessen Einhauswirken in der Umwelt erhärten die Deutung Schmidts zur wissenschaftlich belegbaren Tatsache. Macht doch der Mensch nicht nur körperlich auf dem Wege von der Eizelle zum Neugeborenen, sondern auch geistig-seelisch, den Entwicklungsgang seiner Ahnen durch. Mütter und Erzieher werden ihre besondere Freude an den in reicher Fülle ausgesprochenen Gedanken zur Kinderpsychologie und den daraus entstehenden praktischen Schlüssen haben, und sich durch sorgfältige Eigenbeobachtungen manchen Wahrheitsbeweis selber erbringen können.

Sehr dankenswert sind auch die dem Werke

beigegebenen zahlreichen Tabellen, die es ermöglichen, Erdzeitalter mit der dazugehörigen Fauna und den Menschen, sowie deren derzeitiger Entwicklungsstufe mit einem Blicke zu übersehen. Die Tabellen zusammengestellt, ergeben eine Übersicht über alle einschlägigen Sachgebiete (u. a. Benennung der Kulturkreise nach ihren Fundorten, Leitfossilien usw.) und somit einen Nachschlagebogen, der schneller und sicherer als umfangreiche Werke über Einzelfragen Aufschluß gibt.

Li v. Flotow.

Carl Lange,
Generalfeldmarschall v. Mackensen

Schlieffen-Verlag, Berlin SW. 11, mit Bildern, Ganzleinen in Schutzkarton 5,50 RM. Es ist immer eine Herzensfreude, ein Buch von Carl Lange, des Dichters und Vorkämpfers deutscher Kultur im Osten, in die Hand zu nehmen. Keines künstlerisches Empfinden, seelische Einfühlung, Gründlichkeit und Verantwortungsgesühl zeichnen Carl Lange aus, dessen Schaffen immer getragen ist von einem leidenschaftlichen nationalen Bekennermut.

Unseren „Oberschlesier“ verknüpft mit Carl Lange, dem Herausgeber der „Ostdeutschen Monatshefte“ in Danzig, seit eineinhalb Jahrzehnten Freundschaft und Zusammenarbeit. Dankbar sind wir auch Carl Lange, daß er immer wieder für unseren großen Schlesier Joseph von Eichendorff von Danzig aus wirbt. Ein Bild vom Leben des Generalfeldmarschalls v. Mackensen zu geben, ist Carl Lange berufen, weil er, der Frontsoldat und Offizier des Weltkrieges, ihn persönlich kennt. Das vorliegende Werk ist das einzige Mackensenbuch, das mit Einverständnis des Generalfeldmarschalls erscheint. Er hat zahlreiche bisher unbekannte Material zur Verfügung gestellt und das Manuskript einer genauen Durchsicht unterzogen.

Carl Lange schenkt hier ein ergreifendes und umfassendes Lebensbild dieses allberehnten deutschen Kriegsführers, dieses wundervollen Menschen von echt preussischer Pflichterfüllung, unerschütterlichem Glauben und außergewöhnlicher Bescheidenheit, der aus eigener Kraft vom einfachen Pächtersohn aufstieg zum berühmten Heerführer des Weltkrieges.

Alle Zuschriften, sowohl verlegerische als redaktionelle, bitten wir an den Herausgeber, Rektor Karl Czodroff in Oppeln, Wilhelmsplatz 4, zu richten.